

# Buchbesprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **54 (1997)**

Heft 4

PDF erstellt am: **25.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Buchbesprechungen – Comptes rendus

H. van Thiel (éd.): **Homeri Ilias**. Georg Olms Verlag, Hildesheim/Zürich/New York 1996. XVIII, 492 p.

Depuis les éditions de Ludwich (1902/1907), d'Allen (*ed. minor* 1902, 3<sup>e</sup> éd. 1920; *ed. maior* 1931), et de Mazon/Chantraine (1937/1938), un nouveau texte de l'*Iliade* se faisait attendre. V. Th. a produit une *Odyssée* (1991), et nous livre maintenant l'*Iliade*, reposant sur les mêmes principes d'édition. On se reportera au besoin à l'introduction à l'*Odyssée*. V. Th. nous promet en outre un ouvrage complémentaire expliquant dans le détail les positions adoptées, selon un procédé désormais courant. Il ne tarit pas d'éloges pour Ludwich, dont il considère que l'édition est la dernière que l'on puisse considérer comme relativement fiable, mais souligne le fait que l'on ne peut pas tirer d'arguments des nombreux silences de Ludwich. Sur le plan de la présentation, on relèvera la numérotation continue des vers, ainsi que les symboles aristarchéens en marge, qui aideront le lecteur dans sa consultation des scholies. La typographie, réalisée sur traitement de texte, manque un peu d'élégance pour un texte aussi auguste, mais l'éditeur a choisi le parti de la modernité, mettant même à disposition sur Internet une version non accentuée (!). On regrettera l'absence d'un index des noms propres. En ce qui concerne l'établissement du texte, v. Th. accorde un poids considérable à l'autorité d'une dizaine de manuscrits médiévaux, qu'il a sélectionnés pour leur ancienneté, leur intégralité et l'indépendance de leur texte. Il ne fait appel aux papyrus et à la tradition indirecte que lorsque des raisons impérieuses le poussent à s'écarter du texte des manuscrits médiévaux. Cela ne l'empêche pas d'avoir consulté toutes les nouvelles éditions de papyrus homériques. Le manuscrit le plus ancien des scholies D est aussi pris en compte, car les lemmes comportent des leçons très fiables. L'apparat critique, d'une lecture relativement complexe, outre les variantes des manuscrits sélectionnés, indique aussi certains parallèles de formes, et mentionne au besoin la référence à une discussion moderne du passage examiné. Au lieu d'adhérer à une cohérence confinant au dogmatisme, v. Th. préfère suivre les leçons offertes par les manuscrits médiévaux, tout en admettant que, parfois, les incohérences apparentes du texte pourraient s'expliquer par des phénomènes que nous commençons seulement à saisir (par exemple les jeux phoniques). A titre d'exemple, on considérera le cas de l'usage du digamma, où la critique de Bentley a voulu uniformiser les usages. Ainsi, v. Th., à la suite de Ludwich, maintient la leçon des manuscrits ὄς ῥ' ἔπεια (2,213) contrairement à Bentley, qui lisait ὄς ἔπεια, avec un digamma implicite (cf. aussi 2,342: αὐτως γὰρ ῥ' ἔπέεσσ'); Bentley a été suivi par Allen et Mazon, qui justifient leur choix par la leçon d'un papyrus. En conclusion, pour celui qui examine le texte dans le détail, un outil de travail désormais incontournable; pour l'étudiant, un volume commode, et d'un prix abordable, du moins dans la version brochée (env. 40.- frs.).

Paul Schubert

Simonetta Grandolini: **Canti e aedi nei poemi omerici**. Edizione e commento. Istituti Editoriali e Poligrafici Internazionali, Pisa/Roma 1996. 212 S.

Der Frage, welches Bild vom homerischen Sänger (ᾄδοός) sowie von den Formen und Funktionen seiner Tätigkeit im Homertext selbst erkennbar wird, hat sich Grandolini (G.) in dieser Untersuchung von einem ungewöhnlichen Ansatz aus angenommen, nämlich einer kommentierten Ausgabe aller einschlägigen Stellen in Ilias und Odyssee (im ganzen 48 mit etwa 560 Versen Umfang). Diese Stellen sind nicht nach Wichtigkeit klassifiziert und gedeutet; Ausgangspunkt ist vielmehr der philologische Befund, also die Gegebenheiten der Textüberlieferung sowie die sprachliche und sachliche Kommentierung. So werden die nach ihrer Abfolge in beiden Epen angeordneten Perikopen mit kurzem textkritischen Apparat (auch mit Einbeziehung der Scholien) vorgestellt, es folgt jeweils ein ausführlicher Kommentar mit umsichtiger interpretatorischer Ausdeutung des Wortlauts. G. hat hierbei die Sekundärliteratur so vollständig berücksichtigt, dass ihre Arbeit durchaus als Forschungsbericht zu den erfassten Abschnitten gesehen werden kann, gerade in der Homerforschung ein schwieriges, aber auch verdienstvolles Unterfangen. Zu bedauern ist lediglich, dass G. nicht in höherem Masse die Zielsetzung dieser Arbeit (in G.s Zusammenfassung folgendermassen bezeichnet: «illustrare il ruolo dell'aedo e della poesia nel contesto storico-politico e culturale in cui essa si esprime») durch Querverweise stärker in den Vordergrund der Darstellung rückt; allerdings sind zum Abschluss die wesentlichen Ergebnisse auf etwa acht Seiten zusammengefasst. Grundlegend Neues ergibt sich hier

nicht, aber gerade in der Bescheidung auf das, was der Homertext für sich selbst hergibt, liegt ein nicht unwesentlicher Vorteil dieser Arbeit. So liegt mit G.s Untersuchung ein Arbeitsinstrument vor, das für jeden, der in Zukunft die Frage der homerischen Sänger, ihrer im Epos imaginierten und ihrer realen sozialen Bedeutung im 8. oder frühen 7. Jh. arbeiten will, die Grundlage bilden kann und sollte.

Edzard Visser

**Pierre Fortassier: Le spondaïque expressif dans l'Iliade et dans l'Odyssée.** Bibliothèque d'études classiques. Peeters, Louvain/Paris 1995. 194 S.

Dieses Buch stellt eine Fortsetzung der 1989 vom selben Autor veröffentlichten Arbeit *L'hiatus expressif dans l'Iliade et dans l'Odyssée* dar. Beide Werke bilden eine Einheit zum Thema der Regelverletzungen im Hexameter (Hiat, versus spondiaci; im folgenden: *vs*). Zur methodischen Grundlegung verweist F. auf Arthur Ludwigs Arbeit *De hexametris poetarum Graecorum spondiacis* (Halle 1886), der dort eine generelle inhaltliche Ausdeutung der *vs* zwar ablehnte, aber doch bereit war, sie in bestimmten Einzelfällen («rarissime»; Ludwig führt 21 Belege an) zuzulassen. F. leitet daraus folgenden Syllogismus ab (S. 14): «Si quelque spondaïque est expressif, tout spondaïque est expressif. Or ... quelque spondaïque est expressif. Donc ... tout spondaïque est expressif» («expressif» meint: nachdrücklich den Inhalt des jeweiligen Verses betonend).

Auf dieser methodischen Grundlegung baut die weitere Klassifizierung und kontextbezogene Ausdeutung sämtlicher in den homerischen Epen vertretener *vs* auf; eine Auseinandersetzung mit der oral poetry-Forschung, d.h. mit der Annahme, dass bei Homer Besonderheiten der Form nicht zwangsläufig inhaltliche Funktion haben, fehlt völlig. Nun könnte das Ergebnis von F.s Analysen freilich ein so eindeutiges Ergebnis zeitigen, dass sich seine Annahme ex eventu bestätigt, doch seine Klassifizierungskriterien sind viel zu weit gefasst, um von einer solchen Eindeutigkeit sprechen zu können. So teilt F. die *vs* in insgesamt 8 Hauptkapitel so unterschiedlichen Inhalts ein wie «Götter und Dinge, in denen Göttliches sich manifestiert» (worunter neben dem Meer auch Erde, Sterne oder Feuer erfasst sind, zudem Könige, Ärzte, der Tanz, das Megaron des Menelaos oder der Mischtrank der Hekamede), «Menschen in der Gemeinschaft», «Gewicht, Grösse, Menge, Solidität», «Unterdrückung von Furcht», «Gegenwart des Todes» oder «Begegnungen». Somit umfassen die Inhalte der *vs* genau dieselben Themen wie die metrisch regulären Verse des homerischen Epos, eben die Welt des Heroenmythos; eine spezifische Differenz im Sinne einer besonderen inhaltlichen Funktion der *vs* ergibt sich nicht.

Edzard Visser

**Francesca D'Alfonso: Stesicoro e la performance. Studio sulle modalità esecutive dei carmi stesicorei.**

Filologia e critica 74. Gruppo Editoriale Internazionale, Roma 1994. 180 S.

Die zahlreichen Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte mit Fragmenten des Stesichoros führten wegen der nun erwiesenen Länge einiger Lieder (c. 1500 Verse) dazu, dass die in der Forschung umstrittene Frage des Aufführungsmodus von den meisten Interpreten zugunsten der Annahme einer monodischen Aufführung mit Kitharabegleitung entschieden wurde. Die vorliegende Arbeit (eine Dissertation an der Universität Urbino 1989/90) wendet sich gegen diese verbreitete These und weist durch eine systematische Überprüfung der antiken Zeugnisse zu den Aufführungsmodalitäten insgesamt überzeugend nach, dass die Gedichte durch einen Chor aufgeführt wurden. Der Nachweis erfolgt in drei Teilen: 1) in einem technisch-formalen Teil, der sich der Untersuchung der für Stesichoros überlieferten, von ihm neu eingeführten triadischen Strophenform widmet und ihre Aussagekraft für die Form der Aufführung (Chortanz) nachweist; 2) in einem Teil, der der Besprechung von zwei für die Frage der Aufführung traditionell kontrovers diskutierten Texten gewidmet ist: Heracl. Pont. fr. 157 Wehrli und Suda IV 433 Adler (s.v. Στησίχορος· πρῶτος κithαρῳδία χορὸν ἔστησεν); 3) in einem abschliessenden Teil, in dem besonders drei von der Forschung bisher vernachlässigte Zeugnisse untersucht werden, die ausdrücklich von einer Choraufführung sprechen: Doch kann das erste Zeugnis, [Plut.] *De mus.* 1134 b–c (zu den Gymnopaedien in Sparta), einem strengen Nachweis nicht wirklich genügen, bezeugt es doch nur, dass auch lange Chorlieder aufgeführt wurden, nicht aber Lieder des Stesichoros. Wichtig sind dagegen die Zeugnisse zum Kalykelied, das von Frauen gesungen wurde (Aristox. fr. 89 Wehrli) und zu den δαμόματα (*Poet. Mel. Gr.* 212), die eine Aufführung der *Orestie* des Stesichoros durch einen Chor nahelegen. Die Arbeit wird beschlossen durch 4 Appendices. – Wegen der langen Publikationsdauer konnten jüngere Arbeiten von E. Cingano («L'opera di Ibbico e di Stesicoro nella classificazione degli antichi e dei moderni», *AION Filol.-lett.* 12, 1990, 189–224; ders., «Indizi di esecuzione corale in Stesicoro», in: R. Pretagostini, Hrsg., *Tradizione e innovazione nella cultura greca da Omero all'età ellenistica. Scritti in onore di B. Gentili* 1, Rom 1993, 347–361) und von W. Burkert («The Making of Homer in the Sixth Century B.C.: Rhapsodes versus Stesichoros», in: *Papers on the Amasis Painter and His World*, The J. Paul Getty Museum, Malibu 1987,

43–62), die ebenfalls für chorlyrische Aufführung argumentieren, nicht mehr berücksichtigt werden, doch behält die Arbeit durch die sorgfältige Diskussion der Zeugnisse zu den Aufführungsbedingungen ihren Wert.

Eveline Krummen

*Elena Fabbro: Carmina convivalia attica.* Lyricorum Graecorum quae exstant 11. Istituti Editoriali e Poligrafici Internazionali, Pisa/Roma 1995. LXXXVIII, 194 p.

L'attention récemment portée aux différentes formes du banquet grec n'est plus à dire. Elle s'est tour à tour matérialisée dans l'ouvrage consacré à la poésie d'Alcée par W. Rösler (*Dichter und Gruppe*, 1980), dans le recueil d'études édité par M. Vetta (*Poesia e simposio*, 1983), dans l'enquête d'iconographie conduite par F. Lissarrague (*Un flot d'images*, 1987), dans la thèse de P. Schmitt Pantel (*La cité au banquet*, 1992), dans les contributions réunies par K. Fabian (*Oinera teukhe*, 1990), ou dans l'histoire de la littérature tentée par F. Dupont (*L'invention de la littérature*, 1994), sans oublier les nombreux travaux conduits par O. Murray (voir notamment *Symptotica*, 1990). Peut-être suscité par réaction à l'idéologie de l'individu et des valeurs de la concurrence égoïste qui marque notre propre société, ce renouveau d'intérêt pour les formes institutionnelles de la convivialité dans l'Antiquité est maintenant couronné par la première édition autonome des vingt-cinq chants de banquet transmis par les *Déipnosophistes* d'Athénée.

Cette édition critique suit le plan des autres volumes parus dans la collection animée par B. Gentili et publiée par l'Istituto di Filologia Classica d'Urbino: introduction présentant le corpus de ces poèmes anonymes avec leur désignation comme *skolia*, ample bibliographie, recueil des *testimonia* sur le genre du chant symposiaque, édition critique des fragments fondée sur une relecture attentive des manuscrits d'Athénée. Le texte est assorti d'un appareil critique exhaustif certes, mais alourdi par une section de *loci similes*. On aurait pu en faire l'économie dans la mesure où la plupart des parallèles linguistiques cités dans l'apparat sont repris pour enrichir le commentaire philologique de ces brefs poèmes attiques (comparer p. 22 à pp. 102–106, par exemple). Après trois sections consacrées respectivement à la prosodie et au mètre, aux *indices*, et à une traduction, un commentaire substantiel conclut l'ouvrage.

On remarquera à propos de ce commentaire que les «parallèles» si appréciés de la philologie traditionnelle pourraient assumer plus souvent la fonction de marques contrastives. Ainsi en va-t-il par exemple de l'interprétation de l'adresse à Pan (fr. 4) qui est donnée comme le début d'un hymne à la divinité. En fait, de ce point de vue, ces vers correspondent plutôt à la formule de «salut» qui conclut un hymne en le proposant au dieu en échange de sa protection. Ainsi, ne coïncidant pas à la partie finale des hymnes homériques (p. 87, à propos du fr. 2), les exordes ouvrant notre recueil des *Theognidea* (p. XIX) ne sauraient constituer un parallèle pertinent. On voudra bien trouver dans cette remarque la preuve que le commentaire, bienvenu, ouvre de nouvelles perspectives de travail sur la tradition poétique grecque.

Claude Calame

**Die Orestie des Aischylos.** Übersetzt von Peter Stein. Hrsg. mit einem Nachwort von Bernd Seidensticker. C. H. Beck, München 1997. 236 S., 32 Abb.

Dank dieser Ausgabe wird die «im Rahmen eines langfristig geplanten Projekts der Annäherung an die antike Tragödie» von einem der bedeutendsten zeitgenössischen Theaterintendanten und Regisseure zuerst «für eine spezielle Aufführung», an der Berliner Schaubühne 1980, erarbeitete und gedruckte Übersetzung (mit wenigen kleinen Änderungen, s. S. 232) einem weiteren Lesepublikum zur Verfügung gestellt. Auskunft über ihre Geschichte und ihre Konzeption gibt er in einer kurzen Vorbemerkung (7–9). Sie verfolgt zwei von der Sache her gegebene Ziele: zum einen den Text des Aischylos so genau wie möglich zu interpretieren (zur benutzten wissenschaftlichen Literatur s. S. 9, 235f.) und zum andern, ihn für das Spiel auf dem Theater einem heutigen Publikum unmittelbar verständlich zu machen. Im Gefolge der von Schadewaldt formulierten und zumal am Beispiel der *Ilias* bewährten Übertragungsprinzipien wählt er als Form eine in kurze nominale Sätze umgewandelte Prosa, ohne Anlehnung an die antiken Sprech- und Singverse, dramatisch besonders wirksam in den auf einzelne Sprecher verteilten Chorliedern, zu denen uns ja ohnehin Musik und Tanz verloren sind. Im Zuge der mit ausserordentlichem Erfolg seither in vielen Ländern (u.a. in Frankreich, Italien, Griechenland, Polen, Venezuela, seit 1994 in russischer Version in Russland und der Ukraine) auch in Freilichttheatern produzierten Aufführungen wurde die Inszenierung fortschreitend verändert. Einen Eindruck davon geben die Abbildungen. Zusätzlich zu der konzisen Präsentation des Aischylos, der *Orestie* und ihrer Rezeption auf der Bühne (215–222) ist das besondere Verdienst des Herausgebers die eindringliche Erläuterung der Voraussetzungen und Wirkungen von Steins Konzeption der Übersetzung anhand ausgewählter Beispiele aus allen drei Tragödien (223–234). Sein sehr hilfreiches Nachwort begründet überzeugend das Gesamturteil: «Dass der philologische Leser, der den aischy-

leischen Text neben die Übersetzung hält, nicht allen Entscheidungen Steins zustimmen wird, versteht sich von selbst: das ändert aber nichts daran, dass im Ganzen eine Übersetzung entstanden ist, die dem Sinn des aischyloischen Textes näher ist und seine gedankliche Komplexität vollständiger und eindringlicher entfaltet als jede andere deutsche Übersetzung» (223). Wer einen Zugang zu Aischylos, zu der einzigen erhaltenen Trilogie und im weiteren zur griechischen Tragödie als lebendigem Theater sucht, wird mit grösstem Gewinn zu diesem schönen, wohldurchdachten Buch greifen.

Thomas Gelzer

**Pindar. 1: Olympian Odes, Pythian Odes. 2: Nemean Odes, Isthmian Odes, Fragments.** Edited and translated by *William H. Race*. Loeb Classical Library 56, 485. Harvard University Press, Cambridge, Mass./London 1997. VIII, 385 S.; IV, 446 S., 3 Karten.

Seit langem wünschte man sich einen neuen Loeb-Pindar, der, nun unter Berücksichtigung der neuen Fragmente, die veraltete Ausgabe von Sir John Sandys (1915) vor allem durch eine zeitgemässe Übersetzung ersetzt. R(ace), ein feinsinniger Pindarker, der mit seinem Buch *Style and Rhetoric in Pindar's Odes* (1990) Bedeutendes zum Verständnis der Epinikien beitrug, hat dieses Desiderat jetzt erfüllt. Eine vierzigseitige Einleitung orientiert den Leser über das Nötigste, wobei die Bemerkungen zum literarischen Genos erwartungsgemäss besonders hilfreich sind. Gegenüber der massgeblichen Teubner-Ausgabe von Snell-Maehler zeigt der Text besonnene Unabhängigkeit; manche unnötige Konjekturen werden verworfen, einleuchtende hingegen aufgenommen. Wenn man die Entscheidungen nicht überall teilt, so verwundert dies in der Pindarforschung nicht. Dasselbe gilt für die Übersetzung, welche trotz des einen oder anderen weniger geglückten Ausdrucks im grossen und ganzen als gelungen betrachtet werden darf. Wenn die Semantik gewisse Schwächen aufweist, so liegt dies an der zuweilen unkritischen Benutzung der gängigen Lexika, so z.B. bei εὐδείλος (*Ol.* 1,111; *Py.* 4,76), welches R. mit «sunny» anstatt mit «clear-seen» übersetzt. Den eiligen Leser lassen die Erklärungen selten im Stich. Unbefriedigend hingegen wirkt die Tendenz, wie in den antiken Scholien alternative Interpretationen zu geben, ohne selbst Stellung zu beziehen. Die Realien sind offenbar nicht R.'s Stärke, der zu *Ne.* 10,12 (trotz Verweis auf Pausanias 2,21,2) das Grab des Talaos auf die Akropolis von Argos verlegt. Dieser und ähnliche Flüchtigkeitsfehler in Namensschreibung und Zahlangaben lassen sich aber für einen Nachdruck leicht ausmerzen. Obwohl der neue Loeb-Pindar selten neue Einsichten bietet, erweist er sich nichtsdestoweniger als ein gesamthaft gesehen zuverlässiger Begleiter bei der Pindarlektüre.

B. K. Braswell

**Pierre-Marie Morel: Démocrite et la recherche des causes.** Préface de Jacques Brunschwig. Klincksieck, Paris 1996. 506 pp.

Seguendo i canoni tradizionali dell'interpretazione di Democrito secondo cui i principi, atomi e vuoto, sarebbero ispirati da una riflessione meramente logica di matrice eleatica, Morel si pone il problema di cercare una conciliazione fra il carattere «eleatico» della dottrina democritea, che negherebbe la realtà del mondo fenomenico, e l'interesse dell'Abderita per la ricerca delle cause del sensibile. Egli analizza così la tradizione indiretta dell'atomismo democriteo a cominciare da Aristotele, fino agli epicurei, agli scettici e a Galeno, cercando di intravedere al di là della presentazione che queste fonti danno dell'atomismo, ciò che essi occultano dell'eziologia democritea dei fenomeni per concentrarsi invece soprattutto, spesso in modo polemico, sul problema dei principi. Da una lettura in filigrana di tali testimonianze, ma soprattutto attraverso i diffusi resoconti di Teofrasto sui meccanismi della sensazione e attraverso altre fonti sulla fisica e sulla biologia democritea, si può tuttavia documentare il grande interesse di Dem. per l'eziologia dei fenomeni: il mondo sensibile, pur essendo dal punto di vista ontologico «per convenzione» e non possedendo quindi il valore di verità dei principi, non è tuttavia un nulla. Esso è retto da una causalità diversa e più complessa, e comunque degna di attenzione, che va al di là dei soli principi coinvolgendo la fisiologia del soggetto, il mezzo di percezione, le caratteristiche specifiche degli aggregati. Il lavoro di M. ha soprattutto il merito di offrire una panoramica sulla trattazione globale della dottrina democritea da parte delle singole fonti e offre talvolta anche interpretazioni stimolanti, ma ha i suoi limiti in alcuni presupposti della sua visione dell'atomismo e in singole analisi testuali. I dettagli richiederebbero una lunga discussione per cui mi limito ad alcuni esempi. La rigida dicotomia che il M. instaura nell'ambito della dottrina democritea fra fenomeni e principi lo porta ad escludere che Dem. si sia servito dell'osservazione empirica nella ricerca sui principi, dedotti unicamente per via logica. Ne consegue una forzata svalutazione di testimonianze che vanno in senso contrario, dall'accusa dei sensi alla ragione di prendere da loro le proprie «prove» (68 B 125) alla famosa frase secondo cui i fenomeni sono «la vista delle cose invisibili» (*S. E. M.* 7,140) che sottende un procedimento induttivo le cui modalità sono chiaramente individuabili anche nei testi contemporanei a Democrito (si pensi ad es. al *Corpus Hippocraticum*, ma anche ad

Hdt. 2,33). Le singole interpretazioni di M., d'altra parte, sono talvolta viziate da traduzioni imprecise (o chiaramente errate, cfr. ad es. μετὰ τὴν κίνησιν «avec le mouvement», p. 221) e scelte testuali dubbie e non sufficientemente motivate. Un esempio: per sostenere la tesi che l'anima, secondo Dem., sarebbe una «mescolanza» viene mantenuta per Theophr. *De sens.* 58 la vecchia e ormai da più parti contestata correzione dielsiana κατὰ τὴν κοῆσιν laddove i MSS hanno concordemente μετὰ τὴν κίνησιν. M. vede confermata questa lezione in *De sens.* 64 (ἔτι δ'αὐτοὺς μεταβάλλειν τῆι κοῆσει), ma non fa cenno al fatto che, anche in questo caso, si tratta di una correzione di Diels su un κοῖσει dei MSS.

M. Laura Gemelli-Marciano

**Pascal Payen: Les îles nomades. Conquérir et résister dans l'Enquête d'Hérodote.** Recherches d'histoire et de sciences sociales 72. Éd. de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales, Paris 1997. 397 S.

Wer bisher geglaubt hatte, dass es in Herodots Geschichtswerk vor allem um die grosse Auseinandersetzung zwischen Griechen und Persern zu Beginn des 5. Jh. v.Chr. und deren umfangreiche Vorgeschichte gehe, der kann sich nun durch P.s Buch eines Besseren belehren lassen: Laut P. möchte Herodot vielmehr zeigen, wie ehrgeizige Eroberer immer wieder an erfolgreich Widerstand Leistenden scheitern (wobei diese Widerständler nicht immer davor gefeit sind, selbst zu Eroberern zu werden und dann deren typische Fehler zu machen; Beispiel dafür ist Athen). Vor allem zwei Dinge (abgesehen von ihrer unvermeidlichen «altérité») gegenüber der «conquête» zeichnen die erfolgreich Widerstehenden aus: ihre «insularité» und ihr «nomadisme» (oder ihre «errance») – womit sich auch der zunächst etwas mysteriös anmutende Haupttitel des Buches erklärt.

Dieses Schema wirkt zunächst ein wenig einfach und durchaus nicht auf alles von Herodot Berichtete anwendbar (die langlebigen Äthiopen etwa sind ja eigentlich weder Nomaden noch Insulaner, die Massageten zumindest letzteres nicht und die Griechen ebensowenig Nomaden); doch definiert P. so lange an seinen Begriffen herum, bis sie buchstäblich auf alles anwendbar werden: «l'insularité hérodotéenne véritable réside pour chaque peuple dans l'utilisation consciente de ses particularités, parmi lesquelles la composante géographique n'est qu'un élément» (289); so lässt sich die «insularité» in der Nachfolge F. Hartogs sogar zum «principe» métaphorique d'intelligibilité d'un genre de vie» (303) stilisieren, und so kann man schliesslich sogar behaupten: «L'insularité se confond avec la résistance» (311; 315 wird noch eine paradoxe «variante grecque de la résistance insulaire» kreiert, «dont menein serait l'expression la plus condensée»). In gleicher Weise wird der Begriff des zunächst konkret mit Wüste oder Steppe assoziierten Nomadentums mit immer mehr symbolischem Gehalt aufgeladen (308: «erèmos désigne un espace de confrontations entre le projet de conquête et le mode de vie des opposants»; 324: «être nomade ... relève ... de l'aptitude à se tenir à distance du conquérant ... il paraît impossible de résister avec quelque chance sans construire en soi une part nomade»), bis er sogar die sesshaften Völker an den Enden der Erde einschliessen kann (327: «se tenir aux limites du monde apparaît donc comme la variante de l'errance, comme une fuite ayant déjà eu lieu, définitive») und nicht einmal vor Herodots Schreibweise haltmacht (336: «l'écriture d'Hérodote est une errance ordonnée»). Ob dieses begriffliche Prokrustesbett irgend etwas zur Förderung des Verständnisses von Herodots Werk beiträgt, ist eine ganz andere Frage.

Wer es grundsätzlich für möglich hält, dass Herodot wie ein französischer Strukturalist gedacht hat, der mag P.s Buch erhellend und lesenswert finden; alle anderen dürften die Zeit, die sie zur Lektüre dieses Buches aufbringen müssten, wohl besser dazu verwenden, Herodot selbst (noch einmal) zu lesen.

Heinz-Günther Nesselrath

**Jürgen Paul Schwindt: Das Motiv der 'Tagesspanne'. Ein Beitrag zur Ästhetik der Zeitgestaltung im griechisch-römischen Drama.** Stud. z. Geschichte u. Kultur des Altertums, N.F., Reihe 1, Bd. 9, Schöningh, Paderborn 1994. 232 S.

Diese Bonner Dissertation (bei O. Zwierlein) beschäftigt sich mit dem Motiv der Tagesspanne, also mit dem bsd. aus der Tragödie bekannten Konzept, dass sich das Schicksal der Protagonisten 'an diesem Tage', 'an einem Tage' erfülle, der in der Illusion des Spiels auch die vorgeführte Zeitstrecke ausmacht. Mag die Betrachtung gerade dieses Konzeptes auch die Frage nach dem Verständnis von Zeit allgemein aufwerfen, so ist die Eingrenzung auf eine eher literaturwissenschaftliche Betrachtung durchaus legitim: Sch. will nicht einen Nachweis der aus der aristotelischen *Poetik* abstrahierten Goldenen Regel führen, sondern fragt nach der «Temporalität», der «Zeitlichkeit» der Schauspiele, die sich in Zeitbegriffen kundtun (17).

Als Material der Untersuchung dienten die überlieferten griechischen und römischen Tragödien und Komödien (mit Ausnahme des Aristophanes). Auf eine sehr lesenswerte Einführung in die Fragestellung folgen Kapitel zu einzelnen Stücken, die danach ausgewählt sind, ob sie explizit das Motiv

der Tagesspanne enthalten (wobei die im senecanischen Corpus überlieferten Tragödien nicht gesondert behandelt, sondern nur in Kontrast zu einer griechischen, die den gleichen Stoff vorführt, gesetzt werden). Sch. hat sich diesem Thema mit einem guten Blick für das Wesentliche gestellt und dennoch Details nicht vernachlässigt. Angenehm fällt ebenfalls der Umgang mit der Sekundärliteratur auf, der nicht auf Vollständigkeit, sondern auf Relevanz für das Thema abzielt. Um so bedauernswerter ist es, dass die Textgestaltung (voluminöse Fussnoten, überfrachtet mit bibliographischen Angaben; zu viele Stellenangaben im laufenden Text) die Lektüre zuweilen über das Mass erschwert. Auch die 'Zusammenfassung' hätte auf der Grundlage der ergiebigen Einzelinterpretationen gehaltvoller ausfallen können.

Ein nützlicher Motivindex zur Tagesspanne in der Tragödie rundet das Werk ab, wobei anzumerken ist, dass der Verzicht auf einen Index zur Komödie nicht einfach mit einem Verweis auf O. Zwierleins Meinung über den Textzustand der plautinischen Komödien (etwa 23, Anm. 29) gerechtfertigt werden kann.

Christine Walde

**Euripides. 1: Cyclops, Alcestis, Medea.** Edited and translated by *David Kovacs*. Loeb Classical Library 12. Harvard University Press, Cambridge, Mass./London 1994. VIII, 427 S.

**Euripides. 2: Children of Heracles, Hippolytus, Andromache, Hecuba.** Edited and translated by *David Kovacs*. Loeb Classical Library 484. Harvard University Press, Cambridge, Mass./London 1995. VII, 519 S.

*David Kovacs: Euripidea.* Mnemosyne Suppl. 132. Brill, Leiden usw. 1994. IX, 181 S.

Von der Neuausgabe der Euripides-Dramen in der Serie der L(oeb) C(lassical) L(ibrary), für die D. Kovacs verantwortlich zeichnet, liegen mittlerweile zwei Textbände vor. Der erste wird ergänzt durch das *Euripidea* betitelte Buch desselben Autors. Der Titel ist leicht irreführend, handelt es sich doch einerseits um die *Testimonia vitae et artis* mit englischer Übersetzung (2–141), andererseits um einen Kommentar zu einigen textkritisch umstrittenen Stellen der im ersten Band der LCL enthaltenen Dramen (143–172). Im Vorwort zum zweiten Band der LCL werden die *Euripidea Altera* in Aussicht gestellt. Durch dieses Vorgehen werden nicht nur die textkritischen Beobachtungen zu den Dramen des Euripides auf verschiedene Bücher aufgeteilt, sondern auch der so notwendige wissenschaftliche Kommentar zu den *Testimonia* erscheint getrennt als Einführung zum ersten Band der LCL. Dies ist sicher nicht im Sinne der Leserfreundlichkeit. Was den ersten Teil der *Euripidea* betrifft (*Testimonia*), hat K. eine sehr repräsentative Materialsammlung zusammengestellt. Man kann bemängeln, dass K. des öfteren in diese Texte eingreift. Einige seiner Konjekturen sind nicht nur unnötig, sondern manchmal sogar verfehlt. Als Beispiele seien hier genannt: T 1.12 ἐλέγετο δὲ καὶ βαθὺν <τὸν> πώγωνα θρέψαι καὶ ἐπὶ τῆς ὄψεως φακούς ἐσχηκέναι (das Artikelwort ist stilistisch nicht zwingend), T 2.9 καὶ γὰρ σχεῖν αὐτὸν καὶ <e.g. περιπαθῶς> περὶ τοὺς τοιοῦτους ἔρωτας (der Gedanke des Kommentators wird unnötig ergänzt) oder die scheinbar einfache Konjektur in T 1.22 λαμβάνει<ν>, wodurch dem Schreiber des Testimoniums aber jegliche Eigenständigkeit im Werturteil abgesprochen wird, da der Infinitiv so dem Hauptverb φαοῖν («man sagt») untergeordnet würde. Positiv zu werten ist aber, dass K. durch Quervergleiche neue, überzeugende Lesarten auch an Stellen gewinnt, die vorher zu keiner Diskussion Anlass gaben (T 3.15 πρὸς τὸν ἀγῶνα > προαγῶνι). Nach demselben Prinzip hätte man vielleicht auch die Stelle T 1.4 †ἀναγνοῦς† δὲ ἐπὶ τραγωιδίαν ἐτρόπηι überzeugender erörtern können, da in T 3.5 mit ἀγχνίους δὲ ὄν... εἰς τραγωιδίαν ἐτρόπηι doch eine interessante Parallele vorliegt. Wenig Zustimmung dürfte auch die Wahl hervorrufen, das Epinikion (T 49) nach der «verbesserten» Fassung von Bowra (sie steht im übrigen in *Historia* 9, 1960, 68–79) zu zitieren. Ähnlich verhält es sich mit den Textausgaben. Wie die literarische Forschung immer wieder zeigt, ist die Jagd nach Interpolationen eine sehr delikate Angelegenheit. Dies gilt in besonderem Masse für Euripides. Trotzdem schreitet K. recht oft zur Athetese. Vor allem in *Hec.* ist man erstaunt über die Häufung der Eingriffe in die Textgestaltung. Gegenüber der Neuausgabe von J. Diggle (OCT) ist dies sicher ein Rückschritt. Es ist auch nicht immer klar, nach welchen Gesichtspunkten K. seine Entscheidung trifft. So werden z.B. *Alc.* 208 sowie *Hec.* 412 athetiert (zweimal derselbe Vers), hingegen *Alc.* 207 und *Hec.* 411 beibehalten, obwohl auch hier derselbe Vers vorliegt (im Kommentar wird die Stelle gar nicht erwähnt). Es geschieht sogar, dass eine Konjektur in einen athetierten Vers (*Hec.* 602) einfließt, weil die Übersetzung so an Sinn gewinnt und der Vers sich besser in den Kontext einfügt ... Doch liegt gerade in der Übersetzung zweifellos ein wichtiger Beitrag dieser Neuausgabe, da sie auch alle athetierten Stellen mit berücksichtigt. So kann sich auch der des Griechischen nur wenig kundige Leser über die Zweckmäßigkeit solcher Eingriffe zuweilen sein eigenes Bild machen.

Orlando Poltera

**The Comedies of Aristophanes, Vol. 9, Frogs.** Edited with translation and notes by *Alan H. Sommerstein*. Aris & Phillips, Warminster 1996. XIII, 299 S.

Gegenüber der magistralen kommentierten Ausgabe der *Frogs* von Sir Kenneth Dover (Oxford 1993; s. dazu R. Kassel, *RhM* 137, 1994, 33–53, von S. selektiv verwendet) bietet S. einen eigenen Text mit manchen Änderungen namentlich in der Zuweisung an die Sprecher und einen stärker auf die Erklärung der 'Realien' ausgerichteten Kommentar. Die konzise Introduction (S. 1–23 mit nützlicher Bibliographie) gibt eine klare Information über die geschichtliche Lage der Stadt, über Themen und Aufbau des Stücks und Änderungen der Konzeption vor und nach der ersten Aufführung. Die von daher erklärten Doppelfassungen der Schlusspartie werden im Text synoptisch nebeneinander gestellt (148–151, dazu 285–288). Auf einzelnes kann hier nicht eingegangen werden. Anregend ist seine Bemühung, durch laufende szenische Bemerkungen (in der Übersetzung) eine lebendige Vorstellung vom Spiel zu geben, oft überzeugend, gelegentlich aber auch ohne zureichende Begründung am Text vorbei, so z.B. mit unwahrscheinlichen Lösungen für drei viel diskutierte Probleme von weiterem Interesse zur Inszenierung des Ar.: *Pluton* greift im erhaltenen Text plötzlich und unvorbereitet in das Gespräch ein, das schliesslich zur Entscheidung führt (1414f.). Dass er 830 mit Dionysos und den beiden Kontrahenten aus seinem Haus stumm herausgetreten und durch all die Szenen stumm geblieben wäre, hätte keine Parallelen bei Ar. Eher ist mit dem längst diagnostizierten Textausfall nach V. 1410 zu rechnen (Kassel 52f.), durch den vermutlich der Schluss der abgebrochenen Wägeszene (1378–1410), evtl. eine Astr. zu 1370–1377 und eine Einführung des *Pluton* verloren gingen. S. greift dagegen wieder zu dem berüchtigten «Wundermittel» für Inszenierungsschwierigkeiten ἐκκύκλημα (s. Newiger, *Ausg. Schr. z. griech. Drama* 83f. 105f.), das er mit vier Personen und drei Thronen beladen nach V. 830 heraus- und mit Euripides allein nach 1478 wieder hineinrollen lässt (schon von Dover abgelehnt). Der *Chor der Mysterien* besteht in der Parodos aus Männern und Frauen (angekündigt 157). Dann werden die Frauen weggeführt (445f.). Da teilt sich wohl nicht der Chor in Männer und Frauen, die «move to opposite sides of the orchestra», sondern die Frauen scheiden aus dem Spiel aus. Übrig bleiben nur die Männer (Kassel 44; angeredet als ὄνδρες 598, singen in der Parabase als Männer 706). So werden in den *Wespen* (408–410) die Knaben weggeschickt, die vorher (248ff. 291ff.) in der Parodos mitgewirkt hatten, und im *Frieden* ein Teil des Chors (500ff.), der zur Parodos (296ff.) herbeigerufen worden war. Der *Chor der Frösche* (209–267), nimmt S. an, sei dem Publikum sichtbar in die Orchestra gehüpft (so auch Kassel 44f. mit Dover). Dafür gibt es aber im Text keinerlei Anzeichen. Keiner der drei Schauspieler bemerkt etwas von ihrem Auftritt (179–208), von ihrer physischen Erscheinung oder von ihrem Abgang (268–273). Angekündigt wird nur ihr Gesang (205–207) Cha.: ἀκούσει γὰρ μέλη / κάλλιστ', ἐπειδὴν ἐμβάλης ἅπαξ. Di.: τίνων; / Cha.: βατράχων κύκνων θαυμαστά. Schon V. 209 hört man sie singen. Nicht durch ihr Kostüm, sondern durch ihr βρεκεκεκεξ κοαξ κοαξ sind sie eindeutig als Frösche identifiziert. Sie sehen und erkennen auch selber Dionysos nicht, obschon sie von ihm singen (215ff. 227ff.). Dem Publikum unsichtbar singen auch die *Wolken* (275–320). Naturlaute werden ebenfalls unsichtbar vom Epops gesungen (Vogelstimmen, Av. 225–266). Schweigend sichtbar eintretende Chöre werden dagegen ausführlich beschrieben (*Nub.* 323–355; Av. 294–307). – Viel zu bieten hat der umsichtig und präzise orientierende Kommentar vor allem zur Kenntnis der zahllosen Personen und Sachen, die man braucht um die Komödie zu verstehen.

Thomas Gelzer

*André Laks/Glenn W. Most* (Hgg.): **Studies on the Derveni Papyrus.** Clarendon Press, Oxford 1996. VIII, 204 S.

Noch immer ist der Derveni Papyrus, der älteste, umfangreichste und aufregendste Papyrus aus dem griechischen Mutterland, nicht offiziell publiziert, doch die Bibliographie zu diesem Text (175–185, zusammengestellt von M. S. Funghi, die auch eine allgemeine Einführung zum Pap. beisteuert, 25–37) ist umfangreich. Der vorliegende Band versammelt einige Arbeiten zum Thema, die grösstenteils aus einem Symposium in Princeton (1993) hervorgegangen sind. Die Herausgeber steuern eine neue englische Übersetzung des gesamten Textes (9–22) bei, als kleinen Trost für die fehlende Textausgabe; immerhin legt K. Tsatsanoglou, der sich in Thessaloniki mit der Gesamtausgabe beschäftigt, einen Lesetext samt ausführlichem religiösem Kommentar der bisher fast unbekanntem Spalten I–VII vor (93–128), die dem Kommentar zum Gedicht des Orpheus vorangehen, Rituelles enthalten und nahelegen, dass der Verf. ein Mantis ist: das verändert die Ausgangslage für jedes Verständnis des Textes. In den üblichen Beiträgen dominieren dazu zwei polare Ansätze: die (traditionelle) Lesung des PDerv als philosophische Allegorese und damit Zeugnis der Philosophiegeschichte und diejenige als eines religiösen Textes, in dem auch die Dichterexegese initiatorische Funktionen hat. D. Obbink bringt präzise die zweite Lesart auf den Punkt (39–54), Cl. Calames *close reading* des orphischen Textes ist unentschiedener (65–80). Demgegenüber geht Ch. A. Kahn den Beziehungen zum platonischen

schen *Euthyphron* (55–63), D. Sider denjenigen zu Heraklit (129–148) nach, L. Brisson der Rolle von Chronos seit Pherekydes (149–165): Arbeiten, die frühere Positionen der Autoren modifizierend aufnehmen. W. Burkert gelingt es, aus col. XXV sowohl für Anaxagoras' Kosmologie wie für den Derveni-Autor («one of the intellectuals of his time» – was wohl auch ein Mantis sein kann) neuen Gewinn zu ziehen, und M. West verknüpft die Kommentartechnik des PDerv mit assyrischer Kommentarliteratur. Man hofft, dass jetzt nicht nur einsichtig wird, wie dringend wir einen offiziellen Text brauchen, sondern dass dieser offizielle Text nun auch bald nachgereicht werden wird. Fritz Graf

**Oliver Primavesi: Die Aristotelische Topik. Ein Interpretationsmodell und seine Erprobung am Beispiel von Topik B.** Zetemata 94. Beck, München 1996. 293 S.

Die *Topik* von Aristoteles genießt auch in neuerer Zeit eine sehr unterschiedliche Bewertung. Teils gilt sie als die allein den philosophischen Zielen angemessene Methode, teils als bloße Überredungstechnik. P. sucht eine mittlere Stellung, wonach die *Topik* zwar ein philosophisches Ziel hat, nämlich die Regeln für die konkrete Übung im Gespräch abzugeben, nicht aber die Methode ist, zu den Prinzipien selbst zu gelangen, das ist die Epagoge. – Das philologisch sauber und methodisch bewusst gearbeitete Buch ist in einen systematischen Teil (31–113) und in einen Teil, der Einzelanalysen von *Topik* B 2–11 enthält (114–275, Elemente eines künftigen Kommentars), gegliedert. Es enthält zudem einen Sachindex und ein Literaturverzeichnis. – P. will einen «hieb- und stichfesten Beweis» (32) für die These von E. Kapp liefern, dass es in der *Topik* genau und allein um eine Methode des dialektischen Übungsgesprächs gehe. Ausserhalb des konkreten Übungsgesprächs habe die Rede von Dialektik bei Aristoteles keinen Sinn. – Vielleicht lässt sich die Reichweite der *Topik* doch etwas ausdehnen, ohne gleich in die von P. zu Recht abgewiesenen Extreme zu geraten. Wenn die *Topik* aus der Reflexion auf Erfahrungen mit der Gesprächsführung in den Platonischen Dialogen erwachsen ist und ein Bewusstsein davon hat, dass die Figur des Sokrates für die Einheit dieses Gesprächs nachsokratisch nicht mehr genügt, und wenn die Philosophie immer ein Gespräch mit der jeweiligen Tradition ist, dann ist es sinnvoll, dessen Bedingungen unter Regeln zu bringen. Dann kann die *Topik* zwar auch der Regelung konkreter Gespräche dienen, dennoch aber ihre wesentliche Anwendung im Umgang mit den Meinungen haben, die die Tradition bilden. Erwin Sonderegger

**Roberto Radice: La «Metafisica» di Aristotele nel XX secolo. Bibliografia ragionata e sistematica.**

Coll. Temi metafisici e problemi del pensiero antico, Studi e testi 48. Centro di Ricerche di Metafisica. Vita e Pensiero, Milano 1996. 735 S.

Das von R. 1994 angekündigte Werk enthält, abgesehen vom Corpus der Bibliographie (577 Seiten), eine Einführung (G. Reale situiert darin das Buch) und eine Einleitung (R. erläutert sein Vorgehen und die statistischen Tafeln). Die Angaben werden durch ein Verzeichnis der Mitarbeiter, drei Indices (zu italienischen und griechischen Begriffen – leider sehr ungenügend – und zu den Autoren) und das Inhaltsverzeichnis aufgeschlüsselt. Der Auflistung der Ausgaben, Übersetzungen, Kommentare, Bibliographien und Forschungsberichte (22 Seiten) folgen die zahlreichen Aufsätze und Monographien zur *Metaphysik* von 1900 bis 1990. Die Eintragungen sind primär nach Jahrgang, sekundär alphabetisch geordnet. Die bibliographischen Angaben sind ergänzt durch Hinweise auf Rezensionen und kurze italienische Inhaltsangaben. Herausgeber von Sammelpublikationen sind zwar nicht unter ihrem Namen genannt, können aber im Autorenindex gefunden werden. Was die anvisierte philologische und philosophiegeschichtliche Forschung betrifft, ist die Bibliographie bis 1990 das vollständigste vorliegende Werkzeug. Trotzdem kann man sich bei M. Heidegger und anderen fragen, ob ihr Beitrag zum Verständnis der aristotelischen *Metaphysik* wirklich nur in den genannten Einträgen besteht. – Der Benutzer sollte angesichts der gebotenen Fülle nicht aus den Augen verlieren, dass er auch die Auseinandersetzung mit der modernen *Metaphysik* braucht (z.B. Strawson), von deren Bezug auf Aristoteles hier ganz abstrahiert wird. Abgesehen von den Begriffs-Indices und den letzten 37 Seiten zu 1991–1996, die nur noch eine zufällige Auswahl bieten, ist das Werk eine grosse Hilfe. Erwin Sonderegger

**W. Geoffrey Arnott: Alexis. The Fragments. A Commentary.** Cambridge Classical Texts and Commentaries 31. Cambridge U.P., Cambridge 1996. XXI, 885 S.

Dieser Kommentar ist die Frucht jahrzehntelanger Arbeit (begonnen 1953, abgeschlossen 1994) des erfahrenen Kenners der späteren Komödie (s. z.B. *Menander, Plautus, Terence*, Oxford 1975; Loeb *Menander* vol. I, 1979, vol. II, 1996, vol. III bevorstehend, s. *ZPE* 117, 1997, 21–34). Ihm waren eine Reihe von Artikeln des Verf. vorausgegangen (zuletzt *ZPE* 102, 1994, 61–70, s. hier S. 833–844). Inzwischen waren 1991 die Fragmente des Alexis von R. Kassel/C. Austin erschienen (*PCG* II, 21–195). Er verzichtet deshalb darauf, den Text der Fragmente abzudrucken, «although there are

many places where I take issue with their decisions, and a few also with their readings» (S. IX). 1995 sind noch die *Adespota* dazugekommen (*PCG* VIII K.-A., dazu eine Konkordanz in Addenda S. 865–868, weitere Nachträge S. 869–971). Die Überlieferung zu Alexis ist eher dürftig. Er scheint im Hellenismus und später nicht mehr gelesen worden zu sein (keine sicher zuweisbaren Pap., *Adespota* 1074 und 1032 K.-A. ist Verf. geneigt Menander zuzuweisen, S. 830–844). Inschriftlich bezeugt sind ein Dionysiensieg a. 347, zwei bis vier undatierte an den Lenäen. Die Testimonien zu Leben und Werk (alle spät) sind unsicher. Die Herkunft aus Thurioi (*Suda*) ist nicht verifizierbar. Er soll Menanders Onkel oder Lehrer gewesen sein, wird der μέση zugerechnet, soll über 100 Jahre alt geworden sein (datierbare Stücke ca. 350 bis 270, hat also Men. lange überlebt), mehrmals wird er mit Antiphanes verwechselt, auch bei der Zuweisung der Stücke (S. 3–28. 813ff.). Es sollen 245 gewesen sein (*Suda*), 132 Titel mit 261 Fragmenten, im ganzen (incl. inc. fab.) 339 Fragmente vom Verf. anerkannt (fr. 25 K.-A. abgelehnt, zusätzlich fr. 37,6 K.-A., S. 812). Davon sind allerdings 89 nur Grammatikernotizen zu einem Wort oder Namen, also keine wirklichen 'Fragmente'; dazu bieten etwa 50 nur wenige, um eine angeführte Vokabel mitzitierte Wörter. Zwei (fr. 103. 115) haben 26, eines (fr. 129) 20, alle anderen weniger Verse. Die inhaltliche Auswahl entspricht derjenigen der Trägerautoren. Die überwiegende Mehrzahl stammt aus Athenaeus (182; 26 aus der Epitome, davon 24 inc. fab.), die übrigen meist aus Lexikographen und Eklogen (v.a. Antiatticista, Pollux, Stobaeus). Dieses kümmerliche Häuflein stellt den Kommentator vor eine entsagungsvolle Aufgabe. Die Handlung keines Stücks lässt sich sicher rekonstruieren. Einiges kann erschlossen werden zu den behandelten Themen, zu Mythentravestien, Handlungsmotiven, Art der Sprecher, Bedeutung von Namen und Sachen, möglichen Zweitbearbeitungen bei Doppeltiteln, Datierungen, Verhältnis zu anderen Dichtern der griechischen und Nachahmungen in der römischen Komödie (Ergebnisse S. 10–33). Der Verf. hat mit möglicher Vollständigkeit die Forschungsliteratur aufgearbeitet und referiert breit über plausible und unplausible Vermutungen. Wort- und Sacherklärungen werden präzisiert. Besondere Aufmerksamkeit gilt der Überlieferung und den Abhängigkeiten der Trägerautoren (S. 34–44; nützlich wäre ein *index fontium*). Alle Lesarten des Athenaeus (mit gegenüber den bisherigen Ausgaben zusätzlichen Hss.) hat der Verf. neu kollationiert und diskutiert sie und die Textkonjekturen seit Musuros jeweils zur Herstellung von Titeln und Texten. «For the convenience of users of this edition» gibt er eine kommentierte Ausgabe der Fragmente des *Demetrius* von Turpilus (S. 851–857, zu Alexis' Δημήτριος, S. 155–172). Umsommer vermisst der Benutzer den Text der Fragmente des Alexis selber in der vom Verf. hergestellten und kommentierten Version. Ihm hätten die Lesarten der Hss. und die Konjekturen der Vorgänger im Apparat beigegeben werden können. Das hätte entsprechende Kürzungen der jetzt verzettelten Referate erlaubt, womit der nötige Raum gewonnen und dem Leser die Übersicht erleichtert worden wäre. Als Hauptgewinn dieses monumentalen Kommentars darf wohl die Fülle der von allen Seiten her beigebrachten Informationen und die Aufarbeitung der Forschungsgeschichte bezeichnet werden.

Thomas Gelzer

**Richard Hunter: Theocritus and the Archaeology of Greek Poetry.** Cambridge Univ. Press, Cambridge usw. 1996. XII, 207 S.

«We need a new text» reklamiert der Autor gleich zu Beginn und macht im folgenden klar, weshalb: H. interpretiert eine Reihe von Gedichten vorwiegend aus der zweiten Hälfte unseres Theokrit-Corpus im Hinblick auf Bezüge und Anspielungen auf die ältere (v.a. archaische) und teilweise zeitgenössische griechische Literatur (nicht ausschliesslich Dichtung!), wobei nicht zuletzt auch sprachlichen Nuancen, insbesondere dialektologischen Erwägungen, eine grosse Bedeutung beigegeben wird. Je ein Kapitel ist *Id.* 22, 16, 15, 18 und der Dreiergruppe von homoerotischen Gedichten 12, 29 und 30 gewidmet, wobei immer wieder auch andere Gedichte herangezogen und besprochen werden. Angesichts der reichen Forschungsliteratur zu Theokrit kann H. selektiv vorgehen, d.h. es werden einzelne Aspekte und Stellen herausgegriffen, die für die Frage nach der 'Archäologie' von Theokrits Dichtung etwas hergeben. H.s detaillierte und auf vorsichtige Abwägungen gestützte Interpretationen vermögen den Texten tatsächlich viel Neues abzugewinnen: Zweifellos müssen wir bei einem hellenistischen Autor wie Theokrit davon ausgehen, dass seine Gedichte von einem fein gewebten Netz von literarischen Anspielungen durchzogen sind, und H. kann manches bisher unentdeckte Detail der Textur sichtbar machen. Gerade dabei besteht jedoch die Gefahr der Überinterpretation, der H. nicht immer entgeht, so z.B. wenn er die duale Struktur von *Id.* 22 als Chiffre für den «agon ... between Theocritus and the inherited tradition» verstehen will, den Besuch der beiden Syrakusanerinnen im Palast der Ptolemäer als «a rendering of Theocritus' 'coming' to the royal palace in Alexandria and his gaining of 'admittance'». Insgesamt ist dies jedoch ein wertvoller und willkommener Beitrag für den Theokrit-Leser, der sich nicht mit den bukolischen Gedichten befassen will. Therese Fuhrer

Dirk Obbink (éd.): **Philodemus and Poetry. Poetic Theory and Practice in Lucretius, Philodemus and Horace.** Oxford Univ. Press, New York/Oxford 1995. XIV, 316 pp.

«Comment un Epicurien peut-il s'occuper de poésie?» La question pourrait servir de sous-titre et tout à la fois de programme à ce volume d'études. Dans son survol introductif, Diskin Clay pose en effet le problème fondamental de la contradiction qu'il faut bien constater entre l'attitude négative d'Epicure à l'égard de la poésie et l'existence d'un courant épicurien de création et de critique littéraire. Philodème est au centre de cette problématique avec Lucrèce, son contemporain, et Horace, qu'il a pu marquer de son influence. L'intérêt qu'il présente est toutefois bien spécifique: comme l'observe l'éditeur (IX), le fait que nous soyons en possession de papyrus contenant des traités critiques de Philodème relève du hasard, et non d'un choix de transmission comme celui qui a généralement présidé à la copie des classiques; on doit en effet la redécouverte d'écrits théoriques de Philodème aux fouilles d'Herculanum et à la découverte des volumes mutilés de papyrus déroulés, copiés et déchiffrés depuis le XVIII<sup>e</sup> siècle.

Les études réunies dans ce volume, signées de Diskin Clay, Elizabeth Asmis, David Sider, Michael Widgodsky, Richard Janko, James Porter, David Blank, Dirk Obbink, David Armstrong, Steven Oberhelman, sont à situer dans le vaste chantier de recherches sur Philodème et les papyrus d'Herculanum dont le grand promoteur récent est Marcello Gigante à la tête de son équipe de Naples. La révision des papyrus d'Herculanum, et notamment le nouvel examen de la disposition de leurs colonnes écrites sur *scorze* («écorces», parties externes des rouleaux), telle qu'elle est exposée par Richard Janko à la suite des observations de D. Obbink et de D. Delattre (69–96, reprenant sa communication de 1993 à Copenhague), constitue la base matérielle de l'exercice; l'étude des procédures de raisonnement de Philodème en forme le complément indispensable. C'est à ce vaste travail en cours que les auteurs de ce volume convient le lecteur. Deux appendices seront sans nul doute utiles à la poursuite des travaux: une traduction du livre 5 du *Traité sur les poèmes* par David Armstrong (255–269; selon l'édition de Cecilia Mangoni, prélude d'une édition complète avec traduction des traités *Sur les poèmes*, *Sur la musique*, *Sur la rhétorique*) et une bibliographie raisonnée sur Philodème et la poésie, la musique, la rhétorique (270–288). Une bibliographie générale et trois *indices* (passages discutés, mots grecs et latins, index général) complètent le tout. André Hurst

**Philodemus: On Piety.** Ed. by Dirk Obbink. Part 1. Clarendon Press, Oxford 1996. XII, 676 p., 8 pl., 4 fig.

Avec la publication de cet ouvrage, on ne lira plus jamais Philodème comme on l'avait fait jusqu'à présent; car c'est une véritable révolution qu'O. nous propose avec l'édition du premier de deux volumes contenant le traité *Sur la piété*, attribué traditionnellement à Philodème (la question de l'auteur n'est pas résolue de manière définitive). Le découpage en deux parties répond à des exigences modernes d'édition; O. a choisi d'effectuer la césure à un endroit correspondant approximativement au passage d'un rouleau de papyrus à un autre. Relevons d'emblée le côté très soigné de la présentation: les presses d'Oxford ont une fois de plus accompli un vrai miracle. La dernière édition complète du traité datait de 1866 (Gomperz). Retraçant l'histoire du déchiffrement des rouleaux carbonisés retrouvés dans la Villa dei Pisoni à Herculanum au XVIII<sup>e</sup> s., O. parvient à montrer que tous les éditeurs précédents ont reconstitué le traité ... à l'envers! De plus, les rouleaux, coupés en deux dans le sens de la longueur selon la «méthode de Paderni», ont vu leurs moitiés séparées pendant plus de deux siècles. Cette géniale reconstitution de la structure du traité s'appuie également sur la stichométrie. Elle permet désormais de suivre l'argumentation de Philodème de manière cohérente, en dépit d'un texte qui reste d'une difficulté extrême. L'introduction sert à présenter le traité dans son ensemble. O. évoque d'abord Épicure et la religion grecque, avant de passer au papyrus, à l'œuvre, puis à sa méthode d'édition. Le texte est présenté avec une transcription diplomatique (munie d'un appareil critique détaillé), une transcription normalisée, une traduction anglaise, et quelques notes brèves visant à éclairer la traduction. Le commentaire, très méticuleux, alterne entre des explications d'ensemble permettant au lecteur de suivre le cheminement de la pensée de Philodème, et des notes détaillées. Le premier volume se termine avec une bibliographie, des concordances et des index. Le traité *Sur la piété* était une sorte de diatribe apologétique en faveur d'Épicure. Philodème part d'une accusation d'impiété (probablement fictive) intentée contre l'illustre philosophe parce qu'on lui attribuait une position niant l'existence des dieux, à l'instar de plusieurs philosophes de la période classique. Philodème répond à ces attaques en divisant son traité en six parties (les deux dernières seront traitées dans le second volume): a) exemples montrant qu'Épicure et ses proches ont présenté des arguments en faveur de l'existence des dieux; b) Épicure observait toutes les formes de culte et de rituel; c) dommages subis et bienfaits transmis par les dieux; d) origines de l'athéisme et de la justice; e) les poètes et les mythographes; f) les philosophes. Cet ouvrage intéressera les philosophes en premier lieu, et tout particu-

lièrement les spécialistes de l'épicurisme. Mais d'autres y trouveront leur compte, philologues en général, papyrologues, historiens des religions et des sociétés antiques, et bien sûr latinistes: Cicéron, en composant son *De natura deorum*, avait de toute évidence le traité sous les yeux, peut-être même l'exemplaire emprunté à la Villa dei Pisoni (!). On attend avec impatience le second volume.

Paul Schubert

**Thomas Hidber: Das klassizistische Manifest des Dionys von Halikarnass. Die Praefatio zu «De Oratoribus Veteribus»**, Beitr. zur Altertumskunde 70. Teubner, Leipzig/Stuttgart 1996. XII, 157 p.

Un libro benvenuto, perché, come premette l'autore (VIII), per le opere retoriche di Dionigi mancano commenti, traduzioni, saggi interpretativi. La *praefatio* ne è, appunto, il manifesto intellettuale: alla presentazione del classicismo di Dionigi, del suo ideale di 'retorica filosofica' e del suo progetto pedagogico provvede la lunga e documentata introduzione (1–85), che offre sintesi e discussione della ricerca, ed un inquadramento generale del programma dionisiano nel solco della tradizione isocratea (75–81). A ragione valorizzato è il ruolo di Cicerone nella formazione del classicismo augusteo (30–37); e si dovrebbe pensare ad un riesame della possibile diretta dipendenza di Dionigi da Cicerone. Forse occorreva interrogarsi sul ruolo che, nell'elaborazione dionisiana del concetto di 'retorica filosofica' ha svolto la contrapposizione alla scuola epicurea. Acuto il confronto tra la *praefatio* ed i *topoi* del proemio storiografico (85–87), che si spiega non solo perché «Dionys bei dessen Abfassungszeit mit den Arbeiten am Geschichtswerk zumindest bereits begonnen hatte»: ma anche e soprattutto perché per Dionigi la storiografia è la più alta realizzazione della 'retorica filosofica', come si deduce da quella specie di *ars historica* contenuta nella seconda parte dell'*Epistola a Pompeo*. Il commentario, chiaro e discorsivo, sviluppa con ricchezza di riferimenti (per i quali ottimo ausilio è l'*index locorum*) le tematiche della parte introduttiva. Ampio e aggiornato il *Literaturverzeichnis* (nella nota 116, sulla storia del concetto di Ellenismo, si può aggiungere L. Canfora, *Ellenismo*, 1987, <sup>2</sup>1996); verosimilmente per le difficoltà di consultazione non compare la poderosa dissertazione in sette volumi di P. Costil, *L'esthétique littéraire de Denys d'Halicarnasse*, 1949. Infine l'edizione di Friedrich Sylburg non esce, come si legge a p. 136, nel 1691, ma nel 1586 a Frankfurt, per l'editore Wechel, in due tomi: il secondo fu appunto la prima edizione di tutti gli scritti retorici superstiti e per il *De Dem.* e il *De Thuc.* l'*editio princeps*, grazie ai manoscritti italiani che il dedicatario, l'umanista ungherese Andrea Dudith (1533–1589), aveva fornito a Sylburg l'anno prima, inducendolo ad affrettare il lavoro. Del 1691 è invece la terza ristampa (Leipzig, Weidmann). L'edizione Sylburg, che raccoglieva pure le traduzioni latine di quasi tutta l'opera di Dionigi, e dalla quale dipende l'oxoniense di Hudson (1704, viziata però da sviste ed errori di stampa), rimase canonica sino a Reiske (1774–1777), e di molte sue congetture han tenuto conto Usener-Radermacher e, da ultimo, la Aujac.

Sotera Fornaro

**Françoise Frazier: Histoire et morale dans les Vies Parallèles de Plutarque.** Coll. d'Études anciennes 124. Belles Lettres, Paris 1996. 333 p.

Étude tirée d'une thèse d'habilitation soutenue en 1991, à Paris IV. Une première partie, basée sur un corpus de 7 Vies – de Périclès et Fabius à Pyrrhos – analyse le passage de la matière historique aux *Bioi*: stylisation des faits, imprécision chronologique, fragmentation du récit, utilisation morale des âges de la vie, cohérence du caractère dont Plutarque se fait une idée préconçue. Pour la suite, l'œuvre entière est utilisée, ainsi que plusieurs *Moralia*. Nous trouvons partout le portrait moral en action d'un homme d'Etat. Ces grands hommes consacrent leur existence à promouvoir la cité, non sans ambition personnelle parfois (Sertorius, les Gracques), mêlée même à la cupidité (Crassus). Affleurent aussi les réactions de l'opinion publique (Périclès, César). Le héros, modèle souvent d'idéal civique, possède les quatre vertus cardinales prônées par la philosophie et la rhétorique – ἀνδρεία, φρόνησις, σωφροσύνη, δικαιοσύνη – auxquelles s'ajoutent sous l'influence du milieu où vit l'auteur: modération, civilité, humanité. Examen détaillé des nuances des divers termes employés. L'idéalisation ne supprime pas les traits concrets et personnels qui rendent le héros vivant.

L'étude est riche, intéressante à plus d'un titre, bien que passant sans cesse de traits généraux à des remarques de détail, à l'image d'ailleurs de la variété de touches de Plutarque. Bibliographie sélective selon le plan des chapitres. Index locorum.

J.-P. Borle

**La philosophie épicurienne sur pierre. Les fragments de Diogène d'Énoanda.** Introduction, traduction et notes par Alexandre Étienne et Dominic O'Meara. Vestigia. Pensée antique et médiévale, Bd. 20. Éd. Universitaires Fribourg/Éds du Cerf, Paris 1996. 137 S.

Die kurze Einleitung orientiert über Forschungsgeschichte, Datierung der Inschrift und mögliche Identität des Autors, hypothetische Rekonstruktion der Anordnung der Einzelschriften als der Teile

der Inschrift, Thematik der Traktate sowie philosophiehistorische Bedeutung der Inschrift. Die Autoren betonen von Anfang an ihre Abhängigkeit von M. F. Smith's grossartiger Ausgabe (Diogenes of Oinoanda: The Epicurean Inscription, Neapel 1993) und übernehmen seine Standpunkte meist diskussionslos, was zwar durch die gedrängte Darstellung zu entschuldigen und i.a. auch gerechtfertigt ist, den Leser allerdings viele Probleme und den oft noch sehr hypothetischen Charakter der Lösungsvorschläge übersehen lässt.

Die Übersetzung selbst kann – abgesehen von Kleinigkeiten – als durchaus gelungen gelten. E.g. führe ich an: Fr. 20 II 14–III 1 ταῦτα ἢ πάντα ἄτοπα nicht «tout serait absurde», sondern «das alles ...» (sc. die oben angeführten Punkte); Fr. 3 II 10 [καὶ ὅ]σον οὐπω wird durch «pas encore» (statt «schon beinahe» cf. LSJ ὅσος IV 5) ebenso verflacht wie Fr. 30 I 10–12: τοῖς τοῦ-[των] στόμα κοσμί- [οις] durch «ceux qui sont instruits» (gut Smith: «those of them who are civil-spoken»). Ärgerlich ist ein Lapsus wie Fr. 9 V 8–9, wo τὴν στερεμνίαν φύ-σιν ὄντων ἀληθῶν durch «la nature stable des êtres véritables» wiedergegeben ist. στερεμνίος ist hier wie im anschließenden Fragment 10 V 4 (wo es richtig mit «solide» übersetzt ist) Terminus technicus der epikureischen Physik und bezeichnet die Tatsache, dass Körpern im Ggs. zu εἶδωλα βάρθος (Ausdehnung in der 3. Dimension) zukommt (cf. Epikur *Hdt.* 50). Doch das sind Einzelfälle. Die Entscheidung, wo Ergänzungen noch übersetzt werden und wo nicht, mutet allerdings manchmal etwas willkürlich an.

Die Anmerkungen sind praktisch eine (v.a. um alle epigraphischen Aspekte) gekürzte Fassung derjenigen von Smith. Dazu kommen einige neuere Literaturhinweise und zusätzliche Parallelstellen. Diese sind allerdings meist von geringem Interesse: So wird Fr. 21 II 10 angemerkt: «C'est une image classique que celle des dangers de la mer (cf. par ex. Lucr. 5.1000–1006).» Doch während es bei Lukrez (entsprechend dem klassischen Topos) um die Gefahren der Seefahrt geht, auf die Diogenes nicht weiter eingeht, wird das keineswegs «klassische» Hauptargument des Diogenes (das bei Lukrez nicht vorkommt), nämlich die Ungeniessbarkeit des Meerwassers, nicht kommentiert. Umgekehrt ist bei Fr. 54, unserem wichtigsten griechischen Zeugnis zur Parenklisis, Smiths Hinweis auf die Zeugnisse Us. 280–281 weggefallen.

Die Anmerkungen zeigen am deutlichsten das eigentliche Dilemma des Werkes: Für wen ist das Buch geschrieben? Der Gewinn für die wissenschaftliche Diskussion ist minim. Dem breiten Publikum dagegen, das den Autoren vorzuschweben scheint, die sogar hoffen, dass sich künftig Badetouristen nach Oinoanda verirren, dort die (dannzumal rekonstruierte) Inschrift bewundern und ihre heilsame Botschaft zumindest in Übersetzung geniessen könnten (S. 20), ist Diogenes' Text (ganz gegen seine Absicht) durch die fragmentarische Erhaltung und den zeitlichen Abstand unzugänglich, solange es nicht durch eine ausführliche, auf Diogenes abzustimmende, systematische Darstellung der epikureischen Lehre vorbereitet wird. Eine solche hätte unbedingt in die Einleitung gehört. Die Anmerkungen wiederum verlangen vom Laien die Arbeit eines Forschers, wenn er aufgrund einer Sammlung von Parallelstellenangaben Diogenes' Argumente in ihren Kontext einordnen soll. Für die Zugänglichkeit des Autors wäre mehr erreicht worden, wenn ein Viertel der Parallelstellen in Übersetzung zitiert worden wäre, um dann die Argumente in einen Zusammenhang einzubinden.

So verdienstvoll die Übersetzung an sich auch ist, für die Fachwelt bleibt als Desiderat ein eingehender philosophischer Kommentar (für den das Material bei Smith grösstenteils bereit liegt), für die breite Öffentlichkeit eine Übersetzung, die Diogenes' Inschrift im Rahmen einer systematischen, aber allgemeinverständlichen Darstellung der epikureischen Lehre auch dem Nicht-Spezialisten präsentieren würde. Interessierten Philosophiestudenten, die nicht die Griechischkenntnisse oder die Zeit haben, sich mit dem Originaltext zu beschäftigen, wird die Übersetzung aber sicher von Nutzen sein.

Thomas Kappeler

*Amphilochios Papatthomas* (Hrsg.): **Fünfundzwanzig griechische Papyri aus den Sammlungen von Heidelberg, Wien und Kairo.** P. Heid. VII. Veröffentl. aus der Heidelberger Papyrus-Sammlung N.F. 8. Winter, Heidelberg 1996. XV, 258 S., 24 Taf.

Die aus einer Heidelberger Dissertation hervorgegangene Monographie besorgt die Erstausgabe von 9 ptolemäischen, 5 römischen und 11 byzantinischen dokumentarischen Papyri aus Heidelberg, Wien und Kairo. – Einleitung, Umschrift, Übersetzung und ein reichhaltiger Kommentar zu den einzelnen Fragmenten werden ergänzt durch Indices und qualitativ hochstehende Bildtafeln. Unter den älteren Stücken sticht neben Lieferungsanweisungen und Immobiliendeklarationen ein 'Haftbefehl' (Nr. 393) heraus. Die Besonderheit dieses (vom Typ her nicht seltenen) Dokuments besteht darin, dass – nach P.' Rekonstruktion – ein Beamter aus dem Arsinoites an den Polizeichef eines in einem anderen Verwaltungsbezirk gelegenen Dorfs ein 'interkantonales Rechtshilfesuch' richtet: Der delinquente Bademeister (das Vergehen ist wie üblich nicht bezeichnet) hatte sich einer Strafverfolgung offenbar durch Flucht über die Grenze entzogen. Angesichts dieser juristisch und politisch deli-

katen Ausgangslage muss der Brief entsprechend diplomatisch formuliert sein. – Erwähnenswert ist auch eine Petition aus den ökonomisch schwierigen dreissiger Jahren des 4. Jh. n. Chr. (Nr. 401): Der für seine schuldnerfreundliche Politik offenbar bekannte Präfekt von Ägypten, Flavius Philagrius, wird darin ersucht, für die Einhaltung des gesetzlichen Maximalzinses auf Darlehen von jährlich 12% besorgt zu sein. Der Petent aus Oxyrhynchos bittet um Rechtshilfe gegen seine Gläubiger, die seine Notlage mit überrissenen Zinsforderungen ausgenutzt haben. Selbst im Schreiben wenig geübt, lässt er zu diesem Zweck von einem Schreiber ein mustergültiges Dokument anfertigen. – Die Edition überzeugt durch ihr besonnenes und ausführlich begründetes Urteil in Fragen der Textgestaltung und der Interpretation. Das stetig wachsende und an Deutlichkeit gewinnende Puzzlebild der dokumentarischen Papyri wird hier um 25 wichtige Teilchen erweitert.

René Nünlist

*Grace Ioannidou* (éd.): **Catalogue of Greek and Latin Literary Papyri in Berlin (P. Berol. inv. 21101–21299, 21911)**. Berliner Klassikertexte 9. Von Zabern, Mayence 1996. XVIII, 267 p., 83 pl.

Après une très longue interruption, la série des *Berliner Klassikertexte* se poursuit avec un catalogue, qui témoigne encore de l'histoire allemande récente, puisque les papyrus présentés dans cet ouvrage proviennent de la collection papyrologique de Berlin Ouest. On appréciera d'emblée le beau format A4, et une présentation dans l'ensemble satisfaisante. Le catalogue compte 206 pièces (papyrus et parchemins, comprenant au total 226 textes différents), dont 133 ont déjà été publiées (en majeure partie par H. Maehler et W. Brashear), et 73 restent pour l'instant inédites. Il s'agit le plus souvent de fragments de dimensions assez réduites. Chaque fragment fait l'objet d'une brève description paléographique permettant de le dater; les références d'une publication antérieure sont signalées, avant la transcription du fragment. Comme il s'agit d'un simple catalogue, les fragments ne sont ni traduits ni commentés. L'index ne couvre que les textes encore inédits. Quant au superbe jeu de planches (réalisées par M. Büsing), il permet de contrôler chaque papyrus grâce à de bonnes reproductions, nettes et contrastées. Les fragments sont présentés dans l'ordre des numéros d'inventaire, mais le lecteur dispose aussi d'un index par auteurs et genres. On y trouve répertoriés 84 fr. d'auteurs grecs connus (+ 2 fr. de Virgile), où Homère occupe la place de choix (40 fr.), suivi d'Euripide (8 fr.), Démosthène (6 fr.), Aristophane (5 fr.), Ménandre (5 fr.), etc. Parmi les *adespota*, on trouvera 29 fr. de poésie, et 87 de prose, comprenant des textes littéraires et paralittéraires (astronomie/astrologie, magie, médecine, exercices d'école, histoire/géographie, etc.), et 5 fr. latins. Les textes bibliques ou chrétiens totalisent 19 fr. En ce qui concerne la présentation, on regrettera les lignes trop serrées du texte grec, qui rendent parfois les signes critiques mal lisibles; à l'inverse, on aurait pu économiser de la place, par exemple aux pp. 34–37 et 67–70. Pour les planches, on aurait souhaité les numéros d'ordre créés pour le volume, et non seulement les numéros d'inventaire, difficiles à manier. La reproduction du P. 21128<sup>v</sup> est en fait celle du recto. Comme outil de référence, ce catalogue rendra sans doute de grands services. Toutefois, pour les pièces publiées, on devra inévitablement retourner à la source de publication. Quant aux fr. inédits, ils nous réservent un supplice de Tantale adapté aux papyrologues: on ne sait pas quelles pièces sont en voie de publication, et par qui. Par conséquent, bien que ces fr. soient en quelque sorte tombés dans le domaine public, on devra toujours s'adresser aux Musées de Berlin avant de se lancer dans une édition complète. L'intérêt de cet ouvrage réside donc avant tout dans la possibilité de contrôler chacun de ces fragments, sur la base de transcriptions révisées et des belles planches photographiques.

Paul Schubert

*P. Birchler Emery* et al.: **La musique et la danse dans l'Antiquité. Regards sur les collections du Musée d'art et d'histoire de Genève**. Geneva 1996. 151 p., 32 plates.

The volume comprises: a series of eighteen short essays by different scholars on various aspects of ancient music and dance; a descriptive catalogue of 136 objects in the Museum (statues, reliefs, vases, coins, etc.); a selective glossary of Greek and Roman musical instruments, with line drawings; and monochrome plates illustrating all the items in the catalogue.

Some of the essays are informative, others lyrical but vacuous. The diversity of authorship results in some overlaps and a lack of overall coherence; the requirement to focus mainly on objects in Geneva is restricting. 136 artefacts (nine from pre-Ptolemaic Egypt, one from Mesopotamia, the rest Graeco-Roman) may sound a goodly quantity, but many of them are of poor quality or in poor condition and have little information to convey. The book as a whole is unwieldy and drab: museum publications can be made vastly more attractive than this.

M. L. West

Paul Demont/Anne Lebeau: **Introduction au théâtre grec antique.** Librairie Générale Française, Paris 1996. 255 p.

Rappel d'abord des spectacles publics archaïques, attestés par des restes ou des fresques, dès l'époque crétoise: gradins dans les aires royales, chœurs et danses. Dans la Grèce ancienne, déclama-tions d'épopées, thrènes pour les morts (*Iliade*, XVIII,491sq. 590sq.; XXIV,71sq.). Dès le VIII<sup>e</sup> siècle à Milet, Corinthe et Sparte, danses débridées rituelles en costumes et masques, bientôt placées sous l'égide de Dionysos. Ces spectacles, d'ordre civique et religieux, le resteront quand seront orga-nisés des concours dramatiques débouchant sur de vraies tragédies et comédies représentées à Athènes au bas de l'acropole dans l'aire où sera bâti au IV<sup>e</sup> s. le théâtre en pierre de Dionysos. Les frais sont assurés par l'État et des sponsors privés. C'est un honneur pour les citoyens d'y participer, même comme acteurs (à l'inverse de Rome). Détails sur l'organisation matérielle, puis résumés en une page de toutes les tragédies conservées des trois «grands» du V<sup>e</sup> siècle. Suivent des commentaires généraux. Idem pour les comédies d'Aristophane et Ménandre.

Les dernières 25 pages retracent à grands traits la postérité du théâtre grec, redécouvert à la Re-naissance, repris au XVII<sup>e</sup> s. (Racine) ou à travers Sénèque, puis à l'opéra (Gluck), et par les Romanti-ques, tant allemands que français. Au XX<sup>e</sup> s., des transpositions étonnantes sous la plume de Cocteau, Sartre, Anouilh. En fin de volume, chronologie pour l'antiquité, bibliographie sélective en plusieurs langues, index divers.

On voit par là la richesse et les limites de l'ouvrage, qui s'adresse au public cultivé, aux étudiants ... Puisse le but des auteurs être atteint: stimuler la lecture des œuvres. J.-P. Borle

Simon Swain: **Hellenism and Empire. Language, Classicism, and Power in the Greek World AD 50–250.** Clarendon Press, Oxford 1996. XII, 499 S.

Das vorliegende Buch darf ohne Umschweife als eine der besten Darstellungen der Zweiten Sophistik seit langer Zeit bezeichnet werden; es ist zumal G. Andersons Buch (*The Second Sophistic*, 1993) in vieler Hinsicht klar überlegen.

Der grösste Teil des Bandes zerfällt in zwei Hauptteile: In 'Greeks' (17–131) werden die Zusam-menhänge zwischen Attizismus, Klassizismus, Vergangenheitsorientierung und eigenem Selbstverständ-nis der führenden griechischen Schichten in der Osthälfte des Römischen Reiches während der 'ho-hen' Kaiserzeit erörtert; zur Sprache kommen dabei die Entstehung des zunächst stilistischen und dann auch lexikalischen Attizismus, seine praktischen Auswirkungen (Lexikographen; Reaktionen bei Favorinus, Lukian, Galen u.a.), die mannigfaltigen Rekonstruktionen der 'klassischen' griechi-schen Vergangenheit (die Swain weder – wie Anderson – als rein kulturelles Phänomen noch – wie z.B. Bowie – als reine Reaktion auf die römische Gegenwart verstehen möchte) und schliesslich sehr lesenswerte Darlegungen über den griechischen Roman als Widerspiegelung der Ideale der damali-gen griechischen Elite. Im grösseren zweiten Teil, 'Greeks and Rome' (135–408) geht es um die Her-ausarbeitung der persönlichen Einstellung derjenigen uns noch bekannten griechischen Autoren des 1. bis 3. Jh. n. Chr., die die meisten und aufschlussreichsten Äusserungen über griechisch-römische Beziehungen hinterlassen haben (Plutarch, Dion von Prusa, Arrian, Appian, Aelius Aristides, Lu-kian, Pausanias, Galen, Philostrat und Cassius Dio) zu Rom und seiner Herrschaft. Auf die Fülle in-teressanter Details, die sich dabei ergeben, kann hier nicht eingegangen werden; das Fazit ist in jedem einzelnen Fall eines, das sich bereits im ersten Hauptteil formuliert findet (89): «However close indi-viduals got to Rome, overall we notice a certain distance, a resistance to integration ...» Den Ab-schluss bilden vier kurze Appendices (darunter ein lesenswerter über 'The Dating of the Greek No-vels', wo mit guten Gründen die Datierung Heliodors ins 3. Jh. befürwortet wird), eine ausführliche Bibliographie und ein ebenso ausführlicher Index.

Über Einzelheiten des reichhaltigen Bandes lässt sich sicherlich streiten (z.B. über manche Nuan-cierungen der Deutung der einzelnen besprochenen Autoren), und bei der zeitlichen Eingrenzung des Themas bleibt die Frage, ob ein sinnvoller Anfangspunkt wirklich erst um 50 n. Chr. und nicht schon um 30 v. Chr. mit Dionys von Halikarnass anzusetzen wäre (immerhin sieht S. auch Dionys' In-teressen «not in Roman culture», sondern in einer sinnvollen Verbindung griechischer Rhetorik und Politik liegen, S. 26, was ja im Kern dem entspricht, was er auch an den späteren Autoren heraus-stellt). Doch vermögen solche leichten Bedenken den ausserordentlich positiven Gesamteindruck nicht zu schmälern. Heinz-Günther Nesselrath

*Eric A. Havelock: Alle origini della filosofia greca. Una revisione storica.* Introduzione, revisione e note a cura di *Thomas Cole*. Premessa di *Bruno Gentili*. Laterza, Roma/Bari 1996. XXXIII, 222 p.

Come rivela Cole nell'introduzione, il volume doveva costituire il saggio introduttivo ad una traduzione con commento critico degli *ipsissima verba* dei cosiddetti «Presocratici», progettata dall'autore in collaborazione con J. Hershbell, Th. Cole e K. Robb. Al momento della sua morte, che ha segnato poi anche la fine del progetto, H. aveva scritto 140 pagine di introduzione generale non riveduta i cui assunti avrebbero dovuto poi essere più ampiamente documentati nelle parti analitiche dell'opera. Il lascito, inedito, è stato tradotto in italiano e corredato di note aggiuntive di Cole. La materia dei nove capitoli è costituita soprattutto dalla critica ai presupposti e ai criteri della moderna interpretazione dei Presocratici, o «Preplatonici» come lui li chiama. H., il cui scopo è quello di radicare questi pensatori nel loro tempo, soprattutto avvalendosi dell'analisi linguistica sui frammenti superstiti, rigetta quella che egli definisce «ricerca all'indietro» cioè l'interpretazione delle loro dottrine alla luce dei giudizi platonici e aristotelici. Rigetta quindi innanzitutto la presentazione aristotelica della filosofia milesia come metafisica materialistica, frutto cioè di una attività speculativa astratta da un contesto economico. Allo stesso modo critica la distinzione fra cosmologi, sofisti e Socrate operata soprattutto sulla scia di Platone che non dà ragione dello sfondo culturale unitario e degli scopi comuni della loro dottrina e del loro insegnamento. La critica di H. si indirizza anche, in modo piuttosto sommario, contro l'assunto della continuità e permeabilità fra pensiero mitologico e filosofico. Egli ribadisce la netta separazione fra mitologia, incoerente e priva di sistematicità, e razionalismo preplatonico. Al primo pitagorismo nega una connotazione religioso-filosofica: le testimonianze preplatoniche su questa corrente sarebbero tutte quante dubbie e non fornirebbero alcun dato sicuro su una dottrina della trasmigrazione considerata invece comunemente una caratteristica dell'insegnamento di Pitagora. Le dottrine filosofiche pitagoriche sarebbero d'altra parte un fenomeno contemporaneo a Platone. Il libro rivela tutti i limiti di una «incompiuta». Accanto ad analisi pertinenti sulle debolezze della storiografia filosofica moderna, presenta anche interpretazioni sommarie e tendenziose. E' comunque pur sempre uno stimolo a rivedere l'impostazione tradizionale della storia della filosofia.

M. Laura Gemelli-Marciano

*Sabine Föllinger: Differenz und Gleichheit. Das Geschlechterverhältnis in der Sicht der griechischen Philosophen des 4. bis 1. Jahrhunderts v.Chr.* Hermes Einzelschr. 74. Steiner, Stuttgart 1996. 341 S.

Die umfassende Darstellung der philosophischen Äusserungen zur Definition des weiblichen und männlichen Geschlechts über vier Jahrhunderte ist das grosse Verdienst der vorliegenden Studie, der überarbeiteten Fassung einer Dissertation von 1993 (Freiburg i.Br.). Das Interesse der Autorin richtet sich auf den Vergleich der Texte und damit auf die Erarbeitung sowohl der Kontinuitäten von Denktraditionen wie auch der Unterschiede der Geschlechterkonzeptualisierungen. Ausgangspunkt der Untersuchung ist das Hippokratische Corpus; der zweite Teil ist Platon gewidmet und untersucht die drei Themenbereiche der Geschlechtsunterschiede, der Gleichheit von Mann und Frau und der Geschlechterdefinition im Rahmen der *Politeia* und der *Nomoi*, deren Bedeutung als *Staatsutopien* von F. deutlich herausgestellt wird. Im Zentrum der Darstellung stehen die aristotelischen Schriften, die unter dem Aspekt der grundsätzlichen Geschlechterdifferenz, ihrer biologischen Unterscheidung und der politisch-ethischen Bedeutung ausgewertet werden. Gleichsam als Ausblick fügt sich die Erörterung der Konzeptualisierung der Geschlechter in den epikureischen Schriften und in der älteren Stoa an.

Als «Anstoss» für ihre Arbeit führt die Autorin in der kurzen Einleitung die Diskussion um Gleichheit und/oder Differenz an, eine für die feministische Theorie der 80er Jahre tatsächlich zentrale Fragestellung (vgl. etwa J. W. Scott, *Gender and the Politics of History*, 1988, 167ff.) Die auf fünf Seiten beschränkten Hinweise auf diese Debatte gehen allerdings über eine kumulative und unkritische Zusammenstellung der Diskussionsbeiträge nicht hinaus und werden nicht zu Forschungshypothesen geführt. Aus dieser fehlenden Auseinandersetzung mit der aktuellen Theorie erklärt sich zum einen, dass die persönliche Forschungsperspektive der Autorin – beispielsweise die modernistischen Interpretationsansätze (etwa die Verwendung des Begriffs «Erbinformationen») oder die apologetische Betonung einer harmonisierenden Komplementarität der Geschlechterdifferenz bei Aristoteles – seltsam unreflektiert bleibt. Andererseits bewirkt die mangelnde konkrete Fragestellung, dass die Darstellung weitgehend den Charakter einer paraphrasierenden Materialiensammlung besitzt. Als solche aber ist das Buch von grossem Nutzen.

Thomas Späth

**Malte Hossenfelder: Antike Glückslehren. Kynismus und Kyrenaismus. Stoa, Epikureismus und Skepsis.** Quellen in deutscher Übersetzung mit Einführungen. Kröners Taschenausgabe 424. Kröner, Stuttgart 1996. XXXIV, 390 S.

H. ist durch seine wissenschaftlichen Schriften bestens vorbereitet und legitimiert zu dieser Anthologie. Textauswahl und Einführungen sind informativ für den Laien, der Basiswissen sucht. Die Übersetzungen stammen teils von H. selbst, teils greift er auf alte (Diels, Nestle, Apelt, Capelle) zurück. – Aber auch gute Sammlungen dieser Art regen zu grundsätzlichen Fragen an. Zum einen ist die hermeneutische Fragwürdigkeit dieses Typs von Fragmentsammlung zu bedenken. Sind ohne Zusammenhang gegebene Sätze und Einzelstellen fähig, ein Gesamtbild einer Lehre, eines Werks, einer Disziplin abzugeben? Long/Sedley haben grundsätzlich wenigstens einen Hinweis auf den jeweiligen Kontext der Zitate. – H. hat sich ein doppeltes Ziel gesetzt. Zum einen (XXXII) soll das Buch als Textbuch zu seiner Philosophiegeschichte der Epoche dienen können (allerdings nur zu ethischen Themen, doch das war damals die Hauptsache), zum andern will er damit eine «echte Alternative zum neuzeitlichen Prinzip der Naturbeherrschung» zeigen (XXV). Nun besteht heute offensichtlich grosser Bedarf nach Ethik, und Alternativen zu unserer Lebensweise sind gefragt (z.B. epikureische Bedürfnisreduktion). Doch wenn H. mit der Darstellung der Grundprinzipien der hellenistischen Philosophien Recht hat, dass sie 1) den schrankenlosen Individualismus begründen und 2) als Glücksmaxime empfehlen, sich nur das Verfügbare zum Zweck zu setzen, dann ist fraglich, ob das taugliche Vorbilder sind. Am Individualismus kränken wir selbst, Alternative müsste eine auf das Gemeinwohl gerichtete Ethik sein, die das Geographische, Nationale, sogar die Gegenwart übergreifen kann; das zweite ist heute sehr missverständlich und müsste sein Korrektiv finden in der Maxime, dass nicht alles, was verfügbar ist, auch gebraucht werden darf. Erwin Sonderegger

**M. Deufert: Pseudo-Lukrezisches im Lukrez. Die unechten Verse in Lukrezens «De rerum natura».** Untersuchungen z. antiken Literatur u. Geschichte 48. De Gruyter, Berlin/New York 1996. IX, 343 S.

So wie das Werk *De rerum natura* überliefert ist, weist es zahlreiche inhaltliche Widersprüche, sprachliche Anstösse und verdächtige Wiederholungen auf. Die Schwierigkeiten sind zwar seit langem festgestellt, von der Kritik aber recht unterschiedlich behandelt worden. Die gängigen Auskünfte waren, dass Lukrez das Gedicht nicht habe zu Ende führen können, dass Ersatzfassungen stehen geblieben seien, auch, dass man von einem Dichter keine strenge Logik erwarten dürfe; am weitesten gingen die Gelehrten, die seine angebliche Geisteskrankheit für einzelne Fehlleistungen verantwortlich machten. Dieser ganze Wust wird in der unter der Leitung von O. Zwierlein ausgearbeiteten Dissertation radikal beiseite geschoben. Der Textzustand ist das Resultat von mitüberlieferten Zusätzen antiker, vorwiegend literarisch und vor allem philosophisch interessierter Leser: etwa 370 Verse werden als unecht gekennzeichnet. Die meisten davon sind schon von früheren Kritikern angezweifelt oder geradezu als Interpolationen betrachtet worden. In der heute massgebenden kritischen Ausgabe von K. Müller (Zürich 1975) sind 242 Verse als sicher unecht eingeklammert.

Die Einleitung (1–26) hat zwei Teile: 'Bemerkungen zu Geschichte, Methode und Ziel der Echtheitskritik' und 'Die echtheitskritische Arbeit am Lukreztext'. Der Hauptteil, 'Die unechten Verse im Lukreztext' (27–304) besteht aus den Kapiteln 'Unehchte Verswiederholungen', 'Freikomponierte Interpolationen' und 'Appendix Critica' mit 'Drei interpolatorisch überarbeitete Partien im Lukreztext'. Eine 'Synkrisis' (Versuch einer typologischen Erfassung), die Bibliographie und die Indices schliessen den Band ab.

Im Teil 'Verswiederholungen' wird jeweils die Originalstelle in ihrem grösseren Zusammenhang interpretiert und anschliessend die 'Dublette' ebenso behandelt und der Anstoss herausgestellt, den sie verursacht. Auch bei den freikomponierten Interpolationen ist oft wenigstens lukrezisches Wortmaterial verwendet.

Selbst wenn nicht alle Interpolationsbehauptungen sich halten lassen sollten, bleibt das Buch mit seinem Reichtum an sorgfältigen Interpretationen ein Markstein in der Lukrezforschung. Der Umfang der verarbeiteten Sekundärliteratur ist staunenerregend. Josef Delz

**Varron: Satires Ménippées.** Edition, traduction et commentaire par Jean-Pierre Cèbe. 11: **Prometheus liber – Sesqueulixes.** Coll. de l'École Française de Rome 9. École Française, Rome 1996. XIV, 137 S.

In bemerkenswert stabilem Zweijahresrhythmus steuert die Faszikelpublikation dieses monumentalen Werkes ihrem Abschluss zu. Auch diesmal fällt manches für den Kynismus ab, so etwa aus *Prometheus liber* das frg. 430 *retrimenta cibi qua exirent, per posticum vallem feci*, womit Prometheus deftig beschrieben hätte, wie er den Menschen schuf. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist auch die Gestalt des Odysseus in *Sesqueulixes*, unter welcher Varro – ähnlich den Sophisten Dio Chryso-

stomos und Favorin – pseudonym sein eigenes *curriculum vitae* erzählte. Dass C. in beiden Schriften eine Satire und nicht eine varronische Paratragödie vermutet, scheint gerechtfertigt. In der Tat eröffnet der Verf. mit seinen ausführlichen Kommentaren neue Perspektiven für die Kynismusforschung. Wo diese nämlich, wie gegenwärtig, vornehmlich aus philosophiehistorischer Sicht betrieben wird (s. zuletzt R. B. Branham/M.-O. Goulet-Cazé, Hgg., *The Cynics. The Cynic Movement in Antiquity and its Legacy*, 1996), fehlen Varros *Menippeae* fast gänzlich. Hingegen dürfte die dringende Neuaufarbeitung Menipps und des literarischen Kynismus ebensowenig um Varro herumkommen, als sie Lukian ignorieren könnte. Aufmerksamkeit und Anerkennung in solch künftigen Untersuchungen ist Cèbes Arbeit also sicher.

Margarethe Billerbeck

**Ernst A. Schmidt: Sabinum. Horaz und sein Landgut im Lizenzatal.** Schr. d. Phil.-hist. Kl. d. Heidelberger Akad. d. Wiss. 1 (1997). Winter, Heidelberg 1997. 198 S., 1 Frontispiz, 1 Plan, 14 Taf.

Mancher Leser mag erschrecken, dass die Welt des horazischen Sabinum auf fast 200 Seiten ausbreitet wird. Erreicht wird der Umfang dadurch, dass 123 davon Gedichte interpretieren, die mit dem Sabinum zu tun haben, gerechtfertigt dadurch, dass dieses nach Sch. zu Horaz' symbolischer Lebensform für die Ausprägung der Masseethik, für Zufriedenheit, Frieden und Freiheit wird (54). Teil 1 (13–52) beschreibt das Sabinum nach den von Horaz mitgeteilten Einzelheiten und stellt kenntnisreich die Geschichte der Erforschung seit dem 16. Jh. dar. Philipp Hackerts 1780 gemalter Zyklus von 10 Gouachen (die erst 1982 wieder auftauchten) wird meisterhaft gedeutet. Angesichts ihrer Unbekanntheit bedauert man die mässige Wiedergabe. Teil 2 (53–175) interpretiert *Sat.* 2,6; *Carm.* 1,17.22; 2,13.18; 3,13.18; *Epist.* 1,10.14.16. Der Auswahl der Oden haftet etwas Beliebiges an, da manche nicht mehr mit dem Sabinum zu tun haben als etwa 3,8 oder 3,29. Dass sie ein Zyklus sind, wie mit Aufbauschemata zu zeigen versucht wird, ist nicht evident. Teil 3 (176–187) bringt «hermeneutische Reflexionen» zu der Frage, ob Kenntnis des sabinischen Tals zum Verständnis der Dichtung beiträgt, die «mit Realität gesättigt» sei, «welche Realität als Okkasionalität aber derart poetisch bearbeitet ist, dass man von Fiktionalisierung der Okkasionalität sprechen könnte» (177). Ein feinsinniges Buch von einem der besten Horaz-Kenner.

Eckard Lefèvre

**Anita Johner: La violence chez Tite-Live. Mythographie et historiographie.** Groupe de recherche d'histoire romaine de l'Univ. des Sciences Humaines de Strasbourg, Études et travaux 9. Ass. pour l'étude de la civilisation romaine, Strasbourg 1996. VIII, 309 S.

Weniger das Thema 'Gewalt' als das Thema 'Konflikt' steht im Mittelpunkt der Arbeit, die – klug gewählte – Paare von Gegnern in der Darstellung der Livius untersucht. Beginnend mit Hercules/Cacus und Romulus/Remus geht es zunächst um Konflikte in der Königszeit, dann aber auch um Camillus/Manlius Capitolinus und die Gegensätze zwischen erfahrenen älteren Feldherren und ihren jüngeren Untergebenen (etwa Fabius Cunctator/Minucius); schliesslich um nichtrömische Paare: Massinissa/Syphax – Perseus/Demetrius. J. stellt ihre Untersuchungen in den weiten Rahmen indoeuropäischer Traditionen (Dumézil) und der Gedankenwelt eines René Girard; wichtiger indes ist der stets genaue Vergleich mit den parallelen Erzählungen, etwa des Dionysios von Halikarnass oder Plutarchs. Einmal mehr erscheinen der historische Takt und die Präzision des Livius in hellem Lichte; sehr zu Recht, wenn man sieht, welche Wucherungen der Erzählungen er zurückschnitt oder einfach übergang, aber doch auch mit der Gefahr theoretischer Überhöhung livianischer Schemata, die den Leser grösserer Partien durchaus ebenfalls ermüden können. Zu den Glanzstücken der insgesamt sehr lesenswerten und ertragreichen Arbeit gehören die Partien über die nichtrömischen Gegensatzpaare, wo die romzentrische Arroganz des Livius schön herausgearbeitet wird.

Jürgen v. Ungern-Sternberg

**Johanna Loehr: Ovids Mehrfacherklärungen in der Tradition aitiologischen Dichtens.** Beitr. z. Altertumskunde 74. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1996. XIII, 404 S.

Hinter dem umständlichen Titel verbirgt sich eine subtile Untersuchung, in deren Zentrum Ovids *Fasti* stehen. Der erste Teil behandelt, im Anschluss an Wimmels grundlegende Studie über «Kallimachos in Rom», die beiden Traditionslinien katalogartiger aitiologischer Dichtung – d.h. des «narrativen aitiologischen elegischen bzw. hexametrischen Kollektivgedichts» – von Kallimachos' *Aitia* über Nikander zu Properz und Ovid. Der zweite Teil entwickelt den Hauptgedanken der Arbeit: «Mehrfacherklärung» (mehrfache aitiologische Deutungen der jeweiligen Kulte und Riten) erweist sich als dominantes Strukturprinzip der *Fasti* (und als wichtiger Faktor in den *Metamorphosen*), nicht bloss als spielerische Form, sondern als ernstzunehmende Methode der Wahrheitsfindung, die bewusst als hermeneutisches Prinzip gewählt ist und sowohl auf philosophischen wie auf religionsgeschichtlichen Wurzeln gründet. Die auf sorgfältigen Beobachtungen und Überlegungen beruhende

Studie vermittelt überraschende Einsichten in die Gattungstradition aitiologischer Dichtung, zeigt präzise, inwiefern sich Ovid an hellenistischen und römischen Modellen orientiert, wo und wie er seine Vorlage variiert und transformiert, und verdeutlicht die Beziehungen zu Epikur, Lukrez, Vergil. Insbesondere erfahren Musengespräch und Parisurteil zu Beginn von Buch 5 und 6 der *Fasti* als poetologische Programmpartien eine eingehende Würdigung. Die Autorin, die eine weitreichende Fülle literatur- und religionsgeschichtlicher Aspekte einbezieht, verfügt über umfassende Kenntnisse der wissenschaftlichen Debatte, die sie jeweils ausführlich referiert und diskutiert, nicht ohne mitunter offene Türen einzurennen.

Bruno W. Häuptli

**Marcus Beck: Die Epistulae Heroïdum XVIII und XIX des Corpus Ovidianum. Echtheitskritische Untersuchungen.** Stud. z. Geschichte u. Kultur d. Altertums, N.F., 1. Reihe, Bd. 11. Schöningh, Paderborn usw. 1996. 348 S.

Der vorliegende Kommentar beschränkt sich auf ein einziges Ziel, die Frage nach Echtheit oder Unechtheit des Briefwechsels von Hero und Leander und damit der unter Ovids Namen überlieferten Doppelbriefe (*Epist.* 16–21), die einst gesamthaft von radikalen Kritikern wie Lachmann und Wilamowitz Ovid entschieden abgesprochen worden waren. Die Wahl fiel auf Brief 18–19, weil hier die Überlieferung nicht durch die umstrittene Editio Parmensis belastet ist. Beck überprüft Vers für Vers auf inhaltliche, sprachliche, stilistische, metrische, künstlerische Mängel und gelangt zur Überzeugung, dass ein Ovid-Imitator am Werk war, dem einiges gelang, was «durchaus eines Ovid würdig» ist (z.B. 18,5–66.181–200) und der stellenweise gar «Ovid ebenbürtig» (18,67–120), im allgemeinen aber nicht imstande war, seine Gedanken durchgehend sachgemäss zu ordnen und so prägnant zu formulieren, wie der Kritiker es sich von Ovid selbst gewünscht hätte. Von den vielen zutreffenden Einzelbeobachtungen taugen indessen die wenigsten als Echtheitskriterien, da die Bedingungen, die an den echten Ovid gestellt werden, auch dieser selbst nicht erfüllen könnte. Bald fehlen «exakte», bald genügend Parallelen, bald stammen alle oder wenigstens zu viele aus den «Grossformen» (*Met.*, *Fast.*), aus dem Spätwerk, aus dem «Exilwerk», was als besonders verdächtig gilt, oder aus anderen klassischen Autoren; falls alles nichts hilft, wird das Verdikt der Interpolation verhängt, dem Brief 9 und 12 (*Deianira*, *Medea*), so wichtige Selbstzeugnisse wie *Am.* 2,18, *Ars* 3,345, Teile des Dichterkatalogs *Pont.* 4,16 und andere missliebige Partien zum Opfer fallen. Zu brüchig ist denn auch das Konstrukt der Datierung: Als terminus ante wird Statius (*Theb.* 6,864ff.) angenommen, der einer Interpolation in *Am.* 2,12,25 gefolgt wäre, die ihrerseits auf Pseudo-Ovid beruhe (*Epist.* 18,94); als Urheber wird gar der mutmassliche Autor der Doppelbriefe vermutet, der auch sonst Ovid ins Handwerk gepfuscht oder einen Interpolator angeregt haben soll (*Pont.* 2,3,39; *Trist.* 2,371: nach 18,36.42). Hier ist viel Mühe für eine fixe Idee vertan worden, von der man hoffen kann, dass sie nicht Schule macht.

Bruno W. Häuptli

**Niklas Holzberg: Ovid. Dichter und Werk.** Beck, München 1997. 220 S.

Der Untertitel «Dichter und Werk» stellt, wenn auch verhüllt, klar, worum es hier geht: um Werkdeutung und um den Dichter, den wir, auch im biographischen Sinne, fast nur aus seinem Werk kennen, das wir und den wir hier schrittweise vorgeführt bekommen – «Ovid, ein Dichter zwischen den Texten» lautet denn auch eines der ersten Kapitel. Mit grossem Raffinement analysiert Holzberg dann die Doppelrolle des poeta/amator in den *Amores*, zeichnet plastisch das Spannungsfeld von unterhaltsamer romanartiger Erzählstruktur und poetologischer Reflexion über die Form des Erzählten, verfolgt die Weiterentwicklung dieses doppelten Rollenspiels durch das ganze Lebenswerk und schenkt den intertextuellen Bezügen zu literarischen Vorlagen besonderes Augenmerk. Angesichts von Ovids Selbststilisierung, welche die Interpreten seit je irritieren musste, verfällt der Autor nicht der Versuchung, das Kind mit dem Bade auszuschütten, indem er autobiographische Partien ins Reich der Fabel oder der literarischen Topik verbannen würde, sondern lässt Ich-Zeugnisse trotz ihrer Deutung als Rollenspiel, nach behutsamer Abwägung der Möglichkeiten, teilweise gleichzeitig als Selbstzeugnisse gelten. Mit aller Vorsicht äussert er sich zu chronologischen Fragen, die eben doch aus den Angaben im literarischen Werk zu gewinnen und trotz ihrer dichterischen Verpackung fallweise als historisch «echte» Komponenten zu werten sind, wobei zwischen Fiktion und «Realität» jeweils klug abgewogen wird. Ein weiterer Vorzug besteht darin, dass die Textausschnitte grundsätzlich in nüchterner Prosaübertragung vorgelegt sind, womit der Tatsache Rechnung getragen wird, dass Ovid längst wieder über den engen Fachkreis hinaus zunehmend Beachtung gefunden hat. Einzelnes mag man skeptisch beurteilen wie die Skepsis gegenüber der eigentlich gut bezeugten Tragödie *Medea*, gegenüber dem zweiten Teil der *Fasti* oder gegenüber der Erstauflage der *Amores*, doch führen die manchmal kühnen Schlussfolgerungen nie zu verstiegenen Hypothesen, sondern zu anregendem Nachdenken über scheinbar festgefahrene Positionen. Ein erfrischendes, unkonventionelles und

nach vielen Seiten erfreulich offenes Buch, dessen gelegentlich kalauerartige Titel wie «Abschied vom doppelten Lotterchen» nicht über die Ernsthaftigkeit der Darstellung hinwegtäuschen sollten und dessen besondere Stärke in den feinen Beobachtungen über Rollenspiel, Sprache, Komposition und über die zwischen Scherz und Ernst, Komik und Tragik oszillierenden Stimmungen liegt. Es ist ein Genuss, diese Gesamtdarstellung zu lesen und von da nach den daraus gewonnenen Einsichten als candidus lector wieder und wieder mit grösserem Genuss zu Ovid zurückzukehren.

Bruno W. Häuptli

**Clive Skidmore: Practical Ethics for Roman Gentlemen. The Work of Valerius Maximus.** Univ. of Exeter Press, Exeter 1996. XVII, 142 p.

Les historiens ont souvent l'occasion de se féliciter de la préservation de l'œuvre de V. M., résultat d'un engouement sans précédent au Moyen-Age et à la Renaissance. *Les Faits et Dits Mémorables* constituent bien une mine de renseignements, mais l'utilisation des *exempla* choisis par V. M. pour illustrer certains points d'histoire sociale pourrait être risquée si l'on ne tient pas compte des intentions de l'auteur, historien moralisant ou rhéteur féru d'histoire. Le petit livre de S., dérivé de sa thèse de doctorat (Exeter 1988) et paru dans le sillage – et peut-être à l'ombre – de l'étude plus ambitieuse de W. M. Bloomer (diss. Harvard 1987, publiée en 1992), est une mise au point sobre et sérieuse, sinon très originale, à l'image de l'objet de son investigation. Divisé en quatre parties («The Subject»; «The Form»; «The Work»; «Author and Audience»), l'ouvrage traite des antécédents grecs et latins de l'enseignement par l'exemple, ainsi que de la destinée du genre chez Quintilien et Sénèque, preuve que la compilation de V. M. s'inscrit dans une tradition littéraire bien connue: celle des collections de *chreiai* et d'*apophthegmata*. Même si V. M. n'apparaît pas comme un auteur très profond, le livre de S. a le mérite de préciser par des citations pertinentes (texte latin et traduction anglaise) le dessein moral de V. M., celui d'encourager la vertu, de détourner du vice et de consoler de l'adversité, et ce en proposant des modèles ou des points de comparaisons plausibles, empruntés aux auteurs qu'il considère comme des autorités en matière d'antiquité romaine (en majorité) ou grecque (accessoirement). L'analyse de certains passages (en particulier les préfaces des chapitres, ainsi que celle du livre 2) permet d'identifier les idées, religieuses par exemple, de V. M., qui, tout en concevant son ouvrage comme un manuel à l'usage des orateurs ou des historiens, l'a voulu concis, accessible, didactique et surtout divertissant pour un lectorat, voire un auditoire, contemporain et futur. On aurait peut-être pu souhaiter quelques pages de conclusion et une mise à jour de la bibliographie (je ne compte que 6 titres parus entre 1990 et 1993, aucun n'étant postérieur; notons au passage que l'édition de C. Kempf, Teubner 1854, est en passe d'être rajeunie par celle de R. Combès, Budé 1995–, munie d'une traduction et d'un commentaire); toutefois, le livre de S. réunit la plupart des qualités des *Faits et Dits Mémorables*.

Jean-Jacques Aubert

**L. Iuni Moderati Columellae Rei rusticae liber decimus (Carmen de cultu hortorum).** A cura di Francesca Boldrer. Testi e studi di cultura classica 17. ETS, Pisa 1996. 401 S.

Columellas poetische Gartenlehre verdankt ihre Entstehung einer Notiz in Vergils *Georgica* und dem Wunsch zweier Freunde, die vom Autor einen dichterischen Abschluss seines Prosawerkes über die Landwirtschaft erbitten. Diese Sonderstellung rechtfertigt eine kritische Einzelausgabe der insgesamt 436 Verse. Der von der italienischen Philologin besorgte Band enthält neben Text und Übersetzung einen sorgfältig erarbeiteten Kommentar und informiert über Entstehungsgeschichte, Stilmittel, dichterische Vorbilder, inhaltliche Quellen, Textüberlieferung und die eigenen Editions-kriterien. Die Überlieferung Columellas beruht auf einem disparaten Bestand von nunmehr 52 Handschriften, von denen zwei dem 9. Jh., alle übrigen der Humanistenzeit angehören. Nachdem die Autorin gegenüber Josephson (1955: 37) und Hedberg (1968: 47) weiteres handschriftliches Material aufspüren konnte, scheute sie auch die Mühe nicht, im ganzen 43 Codices zu einem guten Teil erstmals zu kollationieren und ältere Lesungen zu überprüfen, ohne den kritischen Apparat zu überladen, da die vollständige Dokumentation in den Anhang verwiesen ist (nachteilig die verwechselbaren Siglen mit Spezialzeichen wie ñ, u u.ä.). Mag der gewonnene Text (Orthographisches abgerechnet) nur in rund 25 Fällen von Lundströms Ausgabe (1902) abweichen, so ist die Wahl der 'Lesart' (häufig natürlich humanistische Konjekturen) doch jeweils mit guten Argumenten untermauert. Auch in anderer Hinsicht zeigt sich die gründliche Aufarbeitung der Forschung. Während Richters Ausgabe mit ihrem Apparat angeblicher Parallelstellen noch den Eindruck eines Vergil-Centos erwecken kann, wird hier auch die Rolle der übrigen Klassiker wie Ovid und Horaz verdeutlicht und die Anlehnung an Vergil ins Lot gebracht – *imitatio libera honestaque* (so Schroeter 1882). Etwas zu kurz kommen Fragen der Verstechnik; zu schätzen ist dagegen das Register, das Namen, Sachen und Vokabeln auflistet.

Bruno W. Häuptli

**M. Valerius Martialis: Epigramme.** Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Uwe Walter. Uni-Taschenbücher 1954. Schönningh, Paderborn 1996. 306 S.

Aus dem Bestand von 1500 Epigrammen ist hier eine repräsentative und ansprechende Auswahl von rund 100 Gedichten getroffen und in der Art der bewährten Oxforder und Cambridger Kommentarserien erläutert, unkompliziert, ohne pseudogelehrten Ballast, sachkundig. Entsprechend der thematischen Vielfalt der kommentierten Texte wird ein bunter Reigen von Aspekten des römischen Lebens – Krankheit, Selbstmord, Sexualität, Dichterlesungen, körperliche Merkmale und Defekte, Wohnungsnot, Finanzen, Kleidung, Kosmetik, Hygiene, Erbschleicherei, Zirkusdarbietungen, Sport, Tanz, Ernährung, Stadtplanung u.ä. – vorgeführt und mit lehrreichen sozialgeschichtlichen Erläuterungen ausgestattet, während die übergreifenden Themen in Appendices zusammengefasst sind: Selbstzeugnisse, Sprache und Wirklichkeit, Chronologie, Medizin, Lessing über das Epigramm, Klientelwesen. Besonderes Augenmerk gilt den rhetorischen Gestaltungsmitteln wie Spott und Witz, die ausgiebig und einfühlsam besprochen werden, und nicht zuletzt wird der Horizont durch Ausblicke in das Nachleben erweitert. Die Ausgabe ist eigentlich für Studenten und Lehrer gedacht, erfüllt aber mehr als nur didaktische Ansprüche, ohne dass das Didaktische je aus den Augen verloren wird. Das Material ist mit hilfreichen Namen-, Sach- und Wortregistern erschlossen und mit bibliographischen Angaben ergänzt, in denen auch die didaktischen Anliegen nicht verschmäht sind. Der Autor hatte die bescheidene Absicht, für Martial «etwas Nützliches zu tun»; das ist ihm vollauf gelungen.

Bruno W. Häuptli

**Ursula Gärtner: Gehalt und Funktion der Gleichnisse bei Valerius Flaccus.** Hermes Einzelschr. 67. Steiner, Stuttgart 1994. 360 S.

Nach der Lektüre dieser Freiburger Dissertation (bei E. Lefèvre) wird man Valerius Flaccus (= V. F.) kaum noch den Vorwurf einer «verstaubten Epik» (Curtius) machen können. G. untersucht aufs genaueste und mit grossem Sachverstand die Gleichnisse, wozu – worüber man streiten könnte – auch mythologische Exempla und Kurzvergleiche u.ä. treten. Auf einen sehr ausführlichen Forschungsbericht über die Gleichnisse in der antiken Epik überhaupt und knapper gehaltene Ausführungen zur modernen Gleichnisforschung folgen Einzelinterpretationen ausgewählter Passagen bei V. F., deren sinngenerierende, planvolle Verankerung im sowohl engeren als auch weiteren narrativen Kontext dargelegt wird.

Erst in dem 'Ergebnisse' überschriebenen Kapitel wird der eigentliche Ertrag der Arbeit deutlich, weil G. hier nicht nur die Gleichnisse bei V. F. nach verschiedensten Kriterien wie Häufigkeit, Länge, Bilderwelt, Verteilung auf Personen der Handlung, Funktionen im Kontext und in der Struktur des Epos untersucht, sondern diese Ergebnisse auch mit der Gleichnisverwendung der anderen Epiker vor V. F. kontrastiert und sogar noch einen Ausblick auf die Gestaltung nach V. F. wagt. Dass sich in dieser Hinsicht Vergil als der für ihn eigentlich prägende Dichter erweist, mag nicht erstaunen. Eine tabellarische Klassifizierung der Gleichnisse bei V. F. (mit Parallelstellen bei anderen Epikern) schliesst das Werk ab.

Eine gewisse methodische Schwäche der Arbeit liegt darin, dass der Vergleich mit den grossen Epikern so angelegt ist, dass die von G. aufgezeigte Eigenständigkeit des V. F. letztlich implizit wieder in Frage gestellt wird.

Christine Walde

**John W. Geysen: Imperial Panegyric in Statius. A Literary Commentary on *Silvae* 1.1.** Studies on Themes and Motifs in Literature 24. Lang, New York 1996. XII, 172 S.

En précisant «literary» dans son titre, l'a. a sans doute voulu souligner l'orientation de son travail: il s'agit de restituer au panégyrique de Domitien son identité littéraire. Nous ne pouvons qu'approuver ce point de vue fondamental, et il est temps que des voix s'élèvent qui dénoncent l'absurdité foncière des analyses qui pensent lire dans les textes antiques de ce genre une critique camouflée des Princes; d'autre part, l'a. définit très bien la nature du panégyrique et les intentions de Stace, ainsi que les attentes du public et celles du destinataire. Les deux volets de cette réflexion se tiennent et se confortent mutuellement, et il nous semble que l'on a ainsi une définition argumentée et raisonnable de ces poèmes.

Après ce préambule, on voit que les critiques que nous pouvons faire à ce travail sont secondaires. Mais relevons tout de même que le titre de 'commentaire' est trompeur: il s'agit plutôt d'une étude linéaire, qui traite de certains problèmes généraux, parfois d'ordre littéraire, parfois non, et qui donne aussi le sentiment d'une certaine redondance. En optant pour un véritable commentaire, l'a. aurait gagné en concision. Il aurait pu aussi renvoyer à des ouvrages de référence comme le Thésaurus, alors que les parties analytiques nous paraissent souvent bien générales, les précisions de détail étant rassemblées dans des notes indépendantes (d'ailleurs riches). Si la réflexion fondamentale nous satisfait,

comme on l'a dit, on peut trouver de la superficialité dans certaines analyses, par exemple lorsque l'a. oppose le poème 2,31 de Properce et Stace (p. 137): nous ne croyons pas que la description du temple d'Apollon chez Properce 2,31 soit réellement subordonnée à l'évocation des amours du poète; au contraire, cette relation vite esquissée *quaeris cur veniam tibi tardior* n'est qu'un prétexte, et le vrai poème est, dans son intention première, une ephrase; dans ce cas, l'a. se laisse prendre aux apparences.

François Spaltenstein

**Rainer Jacobi: Die Kunst der Exegese im Terenzkommentar des Donat.** Untersuchungen z. antiken Literatur u. Geschichte 47. Berlin/New York 1996. IX, 210 S.

Da Donat nicht nur Deuter des altlateinischen Dichters Terenz war, sondern auch Lehrer des Bibelübersetzers und -kommentators Hieronymus, führt eine Studie dieser Art an einen Schnittpunkt von Tradition und Neuanfang. Das Forschungsfeld ist zudem spannend, weil uns die Textgestaltung der Scholienmasse viele Probleme aufgibt, die sprachliche Eigenart und die exegetische Tendenz des Autors bisher noch kaum herausgearbeitet worden sind und die adäquate Einordnung in die kulturelle Entwicklung erst allmählich möglich wird. Der Verf. ist all diesen Wünschen in seiner hervorragenden Analyse (eine Bonner Habilitationsarbeit von 1992/93) exemplarisch gerecht geworden: dabei ist die Lektüre keineswegs trocken, sondern sowohl in den grossen Zügen überzeugend als auch in vielen Details schlagend und überraschend.

Jacobi geht systematisch vor: ἀνάγνωσις, Diorthose, Metrik, grammatische, sprachliche, stilistische, rhetorische Erklärung, *ridiculum*, Handlungsökonomie, Ethopoie, schliesslich ein kurzes und klares Resümee: Komödie als *speculum vitae* («das die gesamte Terenzinterpretation leitende Kriterium», 176). Die Anordnung des Stoffes nach solchen Sachkategorien macht es dem Leser zunächst nicht leicht, die profilierenden Eigenarten von Text und Autor zu erkennen: da sich aber die Phänomene wiederholen (etwa Kürzungen oder Aufblähungen der Scholien; Unterschiede von Donat und Servius; Aufnahme griechischer exegetischer Termini), nimmt die Überzeugungskraft der Darstellung schrittweise zu: der Text kann an vielen Stellen verbessert werden, und die grosse Bedeutung Donats als eines Vermittlers traditioneller Interpretationsformen an die Nachwelt wird absolut evident (der Rez. ist erfreut, dass schüchterne Versuche, die er vor über zwanzig Jahren, u.a. in seiner Habilitationsschrift, gemacht hat, nun hier Bestätigung und umfassende Ergänzung finden).

Eine neue Ausgabe der Scholien ist ein Desiderat, aber man würde mit dem traditionellen Klammer-System kaum ganz zum Ziele kommen; ist es doch m.E. unmöglich, in einem mehrfach gebrauchten Schulkommentar die *ultima manus* des Autors von der *prima manus* eines Bearbeiters mit Sicherheit zu unterscheiden. Deutlich zeigt sich dies bei den Kürzungen, die wohl auch (ältere oder jüngere) Kurzfassungen des Autors selbst sein können (z.B. Don. *Ter. Phorm.* 36,3 neben 36,5: S. 114 allzu zusehentlich als «Redaktorengut» qualifiziert).

Heinrich Marti

**Edward D. English (Hrsg.): Reading and Wisdom. The De doctrina christiana of Augustine in the Middle Ages.** Notre Dame Conferences in Medieval Studies 6. Univ. of Notre Dame Press, Notre Dame/London 1995. XI, 188 S.

Hier liegt eine Fortsetzung vor zu den *MusHelv* 53 (1996) 332 angezeigten Vorträgen über «De doctrina christiana. A Classic of Western Culture»: Nun geht es um die reiche Nachwirkung in Mittelalter und Renaissance – «an excellent case for a positive answer to the basic question» (XI). Ein Hauptgewicht liegt erstens auf der karolingischen Erneuerung (C. Chazelle: Suprematie des 'Wortes' gegenüber der 'Bild'-Ideologie von Nikaia II; Th. L. Amos: *Doctr.* als Werkzeug der Reform), sodann auf dem 12. Jh., der Schule von St. Viktor (M. T. Gibson, G. A. Zinn, E. C. Sweeney, M. A. Signer) und dem 13. mit der Hochscholastik (J. Wawrykow über Thomas von Aquin und Heinrich von Gent). Schliesslich folgen Beiträge zur Musik-Theorie des 14. Jh.s (K. Brainerd Slocum), zu Petrarca (C. E. Quillen: die *Confessiones* sind eine Selbstinterpretation, indem Aug. den in der *memoria* vorliegenden 'Text' deutet) und zur Renaissance-Rhetorik (J. Monfasani).

Auch wer nicht Mediävist ist, bekommt hier reichliche Anregungen; jedenfalls ist klar, dass sich die westliche Lesekultur anders entwickelt hätte, wenn der Bischof von Hippo in seiner *Doctrina* nicht gewisse Weichenstellungen – offenbar definitiv – vorgenommen hätte.

Heinrich Marti

**Triphiodor: Die Einnahme Iliens.** Ausgabe m. Einf., Übers. u. kritisch-exegetischen Noten, bes. v. Uwe Dubielzig. Classica Monacensia 15. Narr, Tübingen 1996.

La publication, en 1972, d'un papyrus permettant d'être assuré que Triphiodore n'est pas un disciple de Nonnos, mais un précurseur, a éveillé l'intérêt pour ce poète. Intérêt qui s'est traduit en 1982 par une édition de la *Prise d'Ilion* dans les deux principales collections de textes grecs anciens: celle de B. Gerlaud aux Belles Lettres et celle de H. Livrea chez Teubner. Le travail de U. Dubielzig se pré-

sente comme la somme de ces deux éditions, qu'il complète et enrichit. En effet son introduction sur l'auteur et l'œuvre est exhaustive et les références aux études antérieures sont précises et bien choisies; il offre un double apparat-critique; ses notes ajoutent à celles de B. Gerlaud, déjà rigoureuses et abondantes, de nouveaux parallèles et références; il présente tous les *testimonia*; enfin le volume s'achève par une bibliographie raisonnée très riche. Cette étude offre donc tous les éléments actuellement disponibles pour une lecture féconde de la *Prise d'Illion* de Triphiodore. Olivia Rodari

**Venance Fortunat: Œuvres.** Tome 4: **Vie de Saint Martin.** Texte établi et traduit par *Solange Quesnel*. Coll. des Universités de France. Belles Lettres, Paris 1996. XCV, 178 S.

Die neue zweisprachige Gesamtausgabe des Venantius Fortunatus macht rasche Fortschritte: einem 1. Band «Poèmes» (Bücher 1–4, 1994; von Marc Reydellet) folgen nun, als Band 4, die vier Bücher der hexametrischen *Vita Martini*, sorgfältig herausgegeben von S. Quesnel (unter Mitarbeit von Reydellet). Es sind 2240 (um 600 entstandene) Verse mit dem Stoff der Prosa-Vita von Sulpicius Severus (knapp vor 400) – ein analoger dichterischer Versuch wie die *Vita Martini* des Paulinus von Périgueux (3622 Hexameter, ca. 470). In den Anmerkungen und den «Notes complémentaires» (S. 103–172) wird schon beinahe ein kleiner Kommentar geboten, der die wichtigeren Parallelen der Vorlagen zitiert und einige Textprobleme diskutiert. Gegenüber der berühmten Monumenta-Ausgabe von Friedrich Leo (1881) ist es nun an etwa 20 Stellen infolge verbesserter Kenntnis der Handschriften und des Sprachgebrauchs (Sven Blomgren!) möglich, von Konjekturen zur Überlieferung zurückzukehren (wenig überzeugend: 1,226; 2,300; der Sulpicius-Text steht bei Leo vollständiger zur Verfügung). Dankbar ist man Quesnel für die treffliche «Introduction» (allerdings ist die wichtige Anmerkung 159, p. LXXX, durch einen Fehler entstellt).

Die Lektüre dieser merowingischen Vers-‘Produktion’ ist jedoch oft recht mühsam: die Wundertaten Martins sind in einer langen Kette mit Hilfe von poetischen Formeln und Floskeln aufgereiht; im ‘Agon’ mit den Vorgängern (den östlichen Mönchen, aber auch Christus) erscheint der Heilige stets als grosser Sieger, dem alles und jedes gelingen muss; Spannung vermag nicht aufzukommen (der biblische Stoff etwa eines Alcimius Avitus ist abwechslungsreicher). Der Kirchenhistoriker findet jedoch manchen wertvollen Hinweis – etwa in 4,663f. auf Spuren eines Weiterwirkens von Basilius (via Rufin?) und Augustin in Concordia. – Fehler im Text: 3,422 *ponffices*; 4,362 *propripiens*. Zu 3,257 wäre Verg. *Aen.* 1,701, zu 4,522 *Aen.* 5,837 zu notieren. Solche Kleinigkeiten sind jedoch selten.

Heinrich Marti

*Fritz Graf* (Hrsg.): **Einleitung in die lateinische Philologie.** Teubner, Stuttgart/Leipzig 1997. X, 725 S., 2 Beilagen.

Der Band, zu dem 23 Gelehrte aus 6 Ländern beigetragen haben, nimmt die Idee von A. Gercke und E. Norden (Leipzig 1910–1912, <sup>3,4</sup>1927–1933) wieder auf (ein Band zur Gräzistik soll folgen). Die ersten drei Kapitel (Geschichte der lat. Philologie und der Bildung, der Texte und ihrer Zeugen, der lat. Sprache) dürften nicht nur für propädeutische Zwecke sehr nützlich sein. Kap. 4 stellt auf 190 Seiten die Literaturgeschichte bis zum Neulatein dar (E. Lefèvre, G. B. Conte, J. Ziolkowski, W. Ludwig). Diese ist sehr informativ, übersichtlich gestaltet und nicht so sehr auf die Republik und frühe Kaiserzeit fixiert wie L. Bieler (*Geschichte der röm. Literatur*, <sup>4</sup>1980), enthält andererseits über Cicero nur knappe zwei Seiten (vgl. aber 555–562 zum Philosophen). Die Kap. 5–9 widmen sich Geschichte, Privatrecht, Religion, Philosophie, Archäologie und Numismatik Roms, wobei die wohlthuende Kürze der Beiträge (jeweils etwa 60 S.; Numismatik: 27 S.) eine sehr schnelle Orientierung nicht nur über die Grundzüge, sondern auch heutige Forschungsschwerpunkte vermittelt. Manche Beiträge fassen umfangreichere fremdsprachige Werke zusammen, so die von G. B. Conte, I. Hadot (Bildung), J. Scheid und M. Beard (Religion). Teilweise sind Druckfehler, auch in den Eigennamen, zu beklagen. Im Vergleich zu Gercke/Norden werden Staatswesen, Alltagsleben und (Natur)Wissenschaften nicht mehr behandelt. Dennoch ist das Werk als umfassender, aktueller Überblick sehr zu empfehlen, nicht zuletzt in Anbetracht des Preises (76.– DM/68.– Fr.).

Markus Sehlmeier

*Robert S. P. Beekes*: **Comparative Indo-European Linguistics. An Introduction.** Benjamins, Amsterdam/Philadelphia 1995. XII, 376 S.

Beekes Werk (erw. und korr. Version des niederländisch publizierten Originals von 1990) unterscheidet sich in mancher Hinsicht von anderen Einführungen in die Indogermanistik: Es ist (1) modern (im Gegensatz zu A. Meillet, *Introduction ...*, und H. Krahe, *Indogermanische Sprachwissenschaft*); (2) weniger auf Phonologie und Morphologie beschränkt und indexlos (wie O. Szemerényi, *Einführung ...*, <sup>3</sup>1989); (3) englisch geschrieben (ein Novum, denn W. B. Lockwood, *A Panorama ...* kann mit seinem Mangel an Methodik als Einführung nicht genügen). Dies allein schon sichert dem

Buch eine weite Verbreitung. Und es ist leserfreundlich geschrieben und gestaltet. Nach einem Vorspann mit Abkürzungen und Hinweisen zur Transkription folgt Teil I (1–120), zunächst – unter dem Obertitel *Generelles* – mit einer Einführung in die historische und historisch-vergleichende Sprachwissenschaft samt Kurzüberblick über die Sprachfamilien der Welt (1–10), einem Überblick über die Indogermanistik und die idg. Sprachen inkl. der Frage der Aufspaltung der Grundsprache und der der übergeordneten Verwandtschaft («Nostratisch») (11–33) sowie einer Diskussion der Probleme der Kultur (inkl. Dichtung) und der Verbreitung und Urheimat der Indogermanen (34–52); dann – unter dem Obertitel *Sprachwandel* – werden Lautwandel, Analogie, Akzent und Sprachwandel im Bereich des Wortschatzes, der Morphologie und der Syntax behandelt (54–95), sowie – unter dem Obertitel *Rekonstruktion* – die interne und die vergleichende Rekonstruktion (97–120), bereits hier mit vielen Beispielen aus den idg. Sprachen. Teil II konzentriert sich nun systematisch auf die Idg. Sprachwissenschaft, mit den Obertiteln *Phonologie* (123–159) und *Morphologie* (161–257; erwartungsgemäss ist die Nominalflexion etwas überbetont). Leider wird die Wortbildung auch in diesem Buch auf allzu wenigen Seiten abgehandelt (z.B. die nominale 168–172), so dass man keinen rechten Begriff vom uridg. Wortschatz aus formaler Sicht erhält; zudem fehlt der Aspekt der Syntax (etwa Wackernagels Enklisengesetz). Ungewohnt ausführlich, aber durchaus einem Bedürfnis entsprechend ist App. I, *Vom Uridg. zum Albanischen* (260–268), etwas zu bescheiden ausgefallen dagegen App. II, *Phonetik* (269–273). Bedauerlich ist ferner, dass die ausführliche Liste von Fachausdrücken (274–283) keine Verweise auf den Text enthält (etwa für den Fall, dass Anfänger sich über die verschiedenen Erscheinungen des Ablauts orientieren möchten). Eine Bibliographie (284–300), Karten und Abbildungen von Originaltexten, z.T. mit Transkription und Übersetzung, sowie ein Wortindex beschliessen den Band.

Rudolf Wachter

**Orlando Poltera: *Le langage de Simonide: Étude sur la tradition poétique et son renouvellement.***

Sapheneia. Beiträge zur Klassischen Philologie 1. Lang, Bern 1997. 686 S.

Das Interesse an Simonides steht seit dem Altertum immer etwas hinter dem an Pindar (und Bakchylides) einerseits und – v.a. heute – dem an Stesichoros (und Ibykos) zurück: «Simonide se présente plutôt comme le poète par excellence des florilèges» (19). Das traditionelle Interesse an den Einzelheiten im einst riesigen und vielfältigen Opus dieses Dichters findet – heute gezwungenermassen wegen der fragmentarischen Überlieferung – eine Fortsetzung in dem hier anzuzeigenden Werk, der völlig überarbeiteten Doktorarbeit des Verf., das die neue, von M. Billerbeck und B. K. Braswell initiierte Reihe *Sapheneia* eröffnet. P. behandelt nach einer Einführung, die v.a. der Umreissung des Textcorpus dient, in zwei Hauptkapiteln die Wortbildung (1. Suffixe 35–331, 2. Komposita 333–500) und – auf knapperem Raum – morphologische und dialektale Aspekte (501–538), denen er Schlussfolgerungen (539–544), drei Appendices über prosodisch-metrische Fragen, eine schwierige Textstelle (Simon. 579,3) und im Werk vorkommende Eigennamen, sowie Wort- und Stellenindex und eine gut aufgeschlüsselte, reiche Bibliographie folgen lässt. Das Hauptgewicht hat klar die Wortbildung. P. begnügt sich jedoch nicht mit der nach Bildungskriterien geordneten, sprachhistorisch ausgerichteten Behandlung der einzelnen Wörter (E. Rischs *Wortbildung der homerischen Sprache* wird explizit als Vorbild genannt: 26), sondern schreitet über die am Ende jedes Unterkapitels eingefügten «Commentaire»-Paragraphen zu einer Gesamtlokalisierung des simonideischen Wortschatzes im Fluss der griechischen Poesie von den früheren (v.a. Homer) bis zu den gleichzeitigen oder späteren Dichtern (v.a. Pindar, Bakchylides, Tragiker), die einige liebgewordene literaturgeschichtliche Ansichten zu revidieren zwingen wird.

Rudolf Wachter

**Peter Stotz: *Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters. 3: Lautlehre.*** Handb. d. Altertumswiss. 2,5,3. Beck, München 1996. XX, 352 S.

Als erster der geplanten fünf Bände des monumentalen *Handbuchs zur lateinischen Sprache des Mittelalters* ist Band 3 erschienen, der die Lautlehre beinhaltet. Später werden folgen: *Einleitung. Lexikologische Praxis. Wörter und Sachen. Lehnwortgut* (Bd. 1). *Bedeutungswandel und Wortbildung* (Bd. 2). *Formenlehre, Syntax und Stilistik* (Bd. 4). *Bibliographie, Quellenübersicht und Register* (Bd. 5).

Wer sich je mit mittelalterlichem Latein beschäftigt hat, muss den Mut des Autors bewundern, der sich auf ein so schwieriges Unterfangen eingelassen hat. Das Bedürfnis nach einem solchen Werk ist allerdings gross und dringlich. Die mittellateinische Philologie hat sich seit ihren Anfängen mehr mit Literatur und Kultur als mit Sprache befasst, ein Defizit, das bis heute besteht. St. sagt zu Recht, sein Werk sei eines jener «Bücher ..., die jeder benützen möchte und keiner schreiben will» (XI).

Der jetzt vorliegende Band *Lautlehre* bietet eine «getreue und genaue Verzeichnung und Belegung aller irgendwie bedeutenden Schreibvarianten, zusammen mit – eigenen oder in der Literatur vorge-

schlagenen – Deutungsansätzen» (3). Die Fülle des sorgfältig verarbeiteten Materials, sowohl der Primärquellen wie der Sekundärliteratur, ist beeindruckend. Es ist unvermeidlich, dass Spezialisten einzelner Disziplinen, die das Werk von ihrem speziellen Blickwinkel her befragen, da und dort Resultate neuerer Forschung ihres Gebiets vermissen werden (so etwa der Romanist bei der Behandlung des sog. «Quantitätenkollapses» (5), wo neben den zitierten alten Autoritäten Tagliavini und Rheinfelder die neueren Ansätze von Lausberg und Weinrich zu erwähnen wären). Aber eine auch nur annähernd angestrebte Vollständigkeit wäre angesichts der Masse des verarbeiteten Stoffes ein Ding der Unmöglichkeit.

Wer immer mit dem Latein des Mittelalters zu tun hat, wird den Band dankbar entgegennehmen und gespannt auf die Fortsetzung warten.

Ricarda Liver

*Reinhold Merkelbach: Hestia und Erigone. Vorträge und Aufsätze.* Hrsg. v. Wolfgang Blümel, Bärbel Kramer, Johannes Kramer, Cornelia Eva Römer. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1996. X, 501 S., 16 Taf., 1 Tafelbeilage.

Der vorliegende Band vereinigt Vorträge und Schriften (auch Auszüge aus Büchern) Reinhold Merkelbachs (im folgenden M.), die zwischen 1952 und 1996 publiziert worden sind und die das Bild vom grossen (wenn auch nicht unumstrittenen) Erforscher des antiken Romans und antiker Mysterienreligionen (mit drei umfänglichen Monographien seit 1984) in willkommener Weise bereichern. Die insgesamt 26 Beiträge klar analytisch zu gliedern, fällt nicht leicht: Ein grosser Teil (Nr. 5–10) ist primär der griechischen Literatur gewidmet und hat einen klaren Schwerpunkt im Hellenismus (Hesiod, Sappho, Simonides, Theokrit, Kallimachos, Eratosthenes), ein anderer der Vermischung griechischer und ägyptischer religiöser Bräuche und Vorstellungen im ptolemäisch-römischen Ägypten (Nr. 11–12, 16–17), griechischen Kulte (Nr. 2, 4) und religiösen Erscheinungen der späteren Antike, darunter Manichäismus und Christentum (Nr. 18–20); hinzu kommen Beiträge, die in anregender Weise die Interferenz zwischen mythischem und historischem Denken und – in der Nachfolge vor allem Karl Meulis – das uralte nomadische Erbe bei Römern und Griechen beleuchten (Nr. 13–14, 22–25). Diese Kategorisierung erfasst aber immer noch nicht alle Beiträge und die genannten auch nicht in allen Aspekten; dass aber «alle der Erforschung der antiken Denkweise gewidmet» sind, wird im Vorwort der Herausgeber richtig festgestellt; bewunderns- und beherzigenswert ist dabei Merkelbachs Fähigkeit, dem Leser das mehr bildliche und weniger abstrakte Denken früher Völker nahezu bringen – stets aufs neue illustriert durch in grosser Erzählfreude vorgeführte Geschichten –, und sein geduldiges Insistieren, dass ein scharfes analytisches Entweder-Oder antiken Vorstellungen und Phänomenen oft weniger gerecht wird als ein vorsichtig addierendes Sowohl – Als Auch. Als besonders ansprechende Beiträge – wobei die Auswahl sicher subjektiv ist – seien hier Nr. 3 («Johann Jakob Bachofen und das Mutterrecht»), 6 («Sappho und ihre Mädchen»), 7 («Bettelgedichte»), 8 («BOY-KΟΛΙΑΣΤΑΙ»), 10 («Tragödie, Komödie und dionysische Kulte nach der Erigone des Eratosthenes»), 13 («Aus der Zeit des Übergangs vom Mythos zur Historie»), 19 («Mani und sein Religionssystem») und 21 («Dreier- und Zweierschema im Aufbau der Sprache») genannt.

Der Band ist sorgfältig produziert und mit Illustrationen gut ausgestattet, dazu in den meisten Beiträgen fast oder ganz druckfehlerfrei (die einzige etwas abfallende Ausnahme ist Nr. 20). Zusätzlich zur durchlaufenden Paginierung sind überall die Seitenzahlen aus den Originalpublikationen angegeben; gelegentlich fehlen die senkrechten Seitentrennstriche (|), die deren Seitenumbruch markieren sollen. Am Ende sind Register beigegeben, von denen jedoch namentlich das erste (Stichwörter) zu knapp ausgefallen ist und dem reichen Inhalt des Bandes nicht genügend gerecht wird.

Heinz-Günther Nesselrath

*David Konstan: Friendship in the Classical World.* Cambridge Univ. Press, Cambridge usw. 1997. XIV, 206 S.

In künftigen Einführungsbüchern sowie Diskussionen über Wertvorstellungen der griechisch-römischen Welt dürfte dieser Studie ein Platz sicher sein. Nicht dass sie durch Originalität bestäche; ihre Nützlichkeit liegt, neben der über 500 Titel erfassenden Bibliographie, vielmehr in einer kritischen Bestandesaufnahme dessen, was wir in der Literatur von Homer bis zu den Kirchenvätern als Freundschaft dargestellt oder erläutert finden. Dem Ziel der Publikationsreihe entsprechend, räumt der Verf. der Auseinandersetzung mit der neueren einschlägigen Forschung breiten Raum ein. Stimulierend erweist sich diese vor allem im theoretisch ausgerichteten Einleitungskapitel sowie in den Teilen, über welche K. bereits vorab publizierte, so z.B. die Freundschaft im Licht des hellenistischen Herrscherkultes (παρορησία/κολακεία), das Freundschaftsverständnis Ciceros und, in besonders gelungener Darstellung, das spätantike Freundesbild. Hier geht der Verf. der interessanten Frage nach, inwiefern von einer spezifisch christlichen Freundschaftsauffassung gesprochen werden kann, zumal

sie mit ἀγάπη/*caritas* auch im Vokabular von den herkömmlichen Begriffen φιλία/*amicitia* abzurücken scheint. Ob die christliche Aufforderung zur Selbsteröffnung gegenüber dem Freund (149ff.) als Abkehr vom präziösen Stil der Spätantike zu werten ist, lohnte eine weitere Untersuchung. Entgegen der programmatischen Ankündigung (vgl. etwa 2f. und 5) findet der Kreuzzug gegen die gegenwärtig vorherrschende anthropologische Interpretation antiker Freundschaft als einer reinen Tausch- bzw. Interessengemeinschaft letztlich doch nicht statt; in fortschreitender Untersuchung gleichen sich die angeblichen Gegensätze nämlich zunehmend aus. Umsichtig und kompetent, wie sie ist, belegt diese gepflegt aufgemachte Studie erneut, dass in der Antike, nicht weniger als heutzutage, echte Freundschaft auf persönlicher Neigung, gegenseitigem Engagement und aufgeklärtem Selbstinteresse beruht.

Margarethe Billerbeck

**The Cambridge Ancient History VI. The Fourth Century B.C.** 2<sup>e</sup> éd. éditée par *D. M. Lewis, John Boardman, Simon Hornblower, M. Ostwald*. Cambridge Univ. Press, Cambridge etc. 1994. 1077 p., 39 fig., 24 cartes.

Sans doute au début du IV<sup>e</sup> siècle la Grèce semble-t-elle, du point de vue de son histoire en tout cas, se refermer sur elle-même, absorbée qu'elle est dans les rivalités qui opposent et affrontent ses cités les plus brillantes. En hellénistes avertis, les concepteurs du volume de la nouvelle *CAH* consacré au IV<sup>e</sup> siècle ne sont pas tombés dans le piège d'une vue par trop hellénocentrique d'une période culturellement très active. Ils ont en effet confié à une série de spécialistes le soin de faire la synthèse de l'histoire et de la culture des différentes régions avec lesquelles les Grecs furent en contact: Asie Mineure, Mésopotamie, Royaume de Judée, Phénicie, Égypte, Carthage, Italie méridionale, pays des Celtes, Illyrie, cités du Bosphore Cimmérien, vastes régions occupées par des Scythes et des Thraces qui nous reconduisent à la montée du pouvoir de Philippe II de Macédoine. Établi également à partir des sources non grecques, ce parcours le long des côtes de la Méditerranée pour tracer l'histoire des civilisations qui se sont épanouies sur son pourtour est assorti – au-delà de l'histoire politico-militaire – d'un aperçu sur les développements culturels propres à la Grèce: des formes politiques aux écoles philosophiques en passant par l'économie, l'agriculture, la médecine ou les arts plastiques.

Assorti de quelques cartes et documents figurés, d'un riche index fournissant les références croisées indispensables à son bon usage, d'un tableau de chronologie synchronique et d'une impressionnante bibliographie de plus de cent pages (organisée par cités et régions), cet ouvrage collectif bénéficie de la même conception large de l'histoire que le volume homologue consacré au V<sup>e</sup> siècle. D'ailleurs le riche recueil complémentaire de documents iconographiques, publié simultanément, concerne les deux volumes. Dans cette mesure, et même si cette absence est signalée dans l'introduction, on s'étonnera de ne point trouver un chapitre autonome consacré aux manifestations religieuses; si ces pratiques s'inscrivent assurément dans les calendriers culturels dessinés au V<sup>e</sup> siècle, elles présentent au IV<sup>e</sup> des développements spécifiques à portée politique, en particulier dans le domaine des cultes à mystère et des croyances orphiques.

De même en va-t-il de la littérature. Pourtant présente dans la bibliographie, la rhétorique n'est l'objet que de quelques allusions, notamment à propos du développement de la philosophie, de l'idée de panhellénisme ou du fonctionnement du système politique athénien. Mais si l'importance des orateurs comme source de l'histoire grecque à côté des grandes entreprises historiographiques ayant marqué le IV<sup>e</sup> siècle est bien reconnue, que dire de leur impact sur la pratique et l'histoire du droit, ou sur l'élaboration de nouvelles formes d'écriture? Et que penser de l'absence de la comédie, pourtant mentionnée à travers deux de ses phases de développement dans la table chronologique? Avec Ménandre notamment, les textes comiques constituent une source inépuisable de renseignements sur la morale des citoyens d'un siècle où l'élargissement des cités, la perte d'influence des cercles aristocratiques, puis la domination macédonienne provoquent un désengagement politique notoire. Un détour par tragédie et comédie aurait pu singulièrement enrichir la remarquable anatomie de la politique donnée dans le chapitre consacré à «la polis et ses alternatives». Il manquait peu à cette entreprise, fruit d'une collaboration féconde, pour fournir au lecteur une véritable histoire de la civilisation de la Grèce et de ses voisins au IV<sup>e</sup> siècle.

Claude Calame

*Jean-Claude Carrière, Évelyne Geny, Marie-Madeleine Mactoux, Françoise Paul-Lévy* (éds): **Inde, Grèce ancienne. Regards croisés en anthropologie de l'espace**. Annales Littéraires de l'Université de Besançon 576. Centre de Recherches d'Histoire Ancienne vol. 148. Institut Félix Gaffiot vol. 13. Diff. Belles Lettres, Paris 1995. 289 p.

Titre et sous-titre de ce recueil d'études présentées à l'occasion d'un colloque tenu à Besançon en 1992 suggèrent d'en suivre les indications. Regards de Grecs anciens sur l'Inde: l'ouvrage s'ouvre par une séquence de huit contributions couvrant à peu près les grands textes nous donnant une image de

ce pays des confins que fut l'Inde pour les Hellènes – d'Eschyle à Nonnos en passant par Hérodote et son ethnologie des ἔθνη du monde habité, Ctésias le médecin de Cnide juché sur l'observatoire que lui offre le palais du Grand Roi, Néarque l'amiral d'Alexandre de nous connu grâce à l'*Anabase d'Alexandre* d'Arrien, les géographes alexandrins et posthellénistiques soucieux de faire le partage entre fiction et réalité tout en s'adonnant à la collection de *paradoxa*, et naturellement Philostrate qui place dans une Inde à nouveau largement imaginaire une partie de sa biographie d'Apollonios de Tyane, au milieu de gymnosophistes qu'on a voulu identifier avec des brahmanes.

Conceptions anthropologiques de l'espace en Inde: l'espace du sacrifice bien sûr, un espace conçu comme «demeure», mais aussi les organisations de l'espace architectural prévues par le traité technique du *Mayamata* avec les valeurs symboliques et sociales attribuées aux orientations cardinales des édifices, le profil social et divin que dessine l'organisation de quartiers spécifiques dans les agglomérations néwar de la vallée népalaise de Kathmandou jusqu'aux grandes classifications spatiales qui permettent d'inscrire dans l'espace spéculatif du mandala aussi bien les «dieux» du Bouddhisme que les pratiques culturelles dont ils sont l'objet.

Reste le croisement des regards: les nombreuses perspectives grecques sur l'Inde ne trouvent apparemment pas leur réciproque en pays indien. Ce recueil d'études laisse donc au regard extérieur de l'érudit le soin d'opérer ce jeu des regards croisés, mais en lui accordant malheureusement la partie congrue: éventuels phénomènes de syncrétisme entre les figures de Dionysos et de Shiva, et spéculations peu recommandables sur une narrativité qui serait réservée, en contraste avec les grands poèmes sémitiques, aux seules épopées indo-européennes, singulièrement l'*Iliade* et le *Mahabharata*. Des perspectives réciproques stimulantes, certes, mais que l'on aurait voulu davantage centrées sur l'espace en ce qui concerne les savants grecs et sur l'anthropologie de la Grèce en ce qui concerne leurs homologues indiens.

Claude Calame

*Lukas Thommen: Lakedaimonion Politeia. Die Entstehung der spartanischen Verfassung.* Historia Einzelschriften 103. Steiner, Stuttgart 1996. 170 S.

Dieses Buch, eine Basler Habilitationsschrift (angenommen 1995; überarbeitet 1995/96 im Center for Hellenic Studies, Washington) gibt eine konsequente Darstellung eines wichtigen Kapitels Verfassungsgeschichte als Ergebnis der spannenden Geschichte der archaischen und klassischen Zeit Griechenlands sowie ihrer damaligen Verarbeitung, einer Verarbeitung, bei welcher die Forschung heute versucht, schichtenweise mündliche und schriftliche Zeugnisse einzelnen geschichtlichen Phasen zuzuordnen. In neuem Lichte erscheinen bei Th. die Zeugnisse für die Entwicklung der spartanischen Politeia v.a. im 6. und 5. Jh. v.Chr. Überzeugend ist die Analyse von Herodot und Thukydides im Vergleich mit Tyrtaios, Alkman und der sog. *Grossen Rhetra* (Kap. 1). Ihr Bericht spiegelt nicht nur das Entstehen damaliger Spartabilder, sondern ebenso die Abhängigkeit der Verfassungsbildung von innerspartanischen Regelungen, welche Th. als Antworten auf Probleme zu erklären vermag, wie sie durch die zunehmende Verflechtung Spartas in gesamtgriechische politische Handlungsfelder nötig wurden. Hier wie in den folgenden Kapiteln zeigt Th. dabei auch die Spuren des Wirkens spartanischer Eliten, ihres Machtstrebens, ihrer Konkurrenz, ihrer Selbstdarstellung. Kap. 2 und 3 behandeln das 6. Jh.: Ausbildung des Peloponnesischen Bundes und, damit im Zusammenhang stehend, des Ephorats. Kap. 4 untersucht, wie die innen- und mehr noch die grossen aussenpolitischen Auseinandersetzungen der ausgehenden archaischen Zeit das Königtum in seiner Machtfülle einschränkten, aber ihm dabei gleichzeitig einen auch fernerhin festen Platz in der Verfassung gaben. Volksversammlung, militärische Führungsfunktionen sowie das Ephorat gewannen in der Zeit der Perserkriege an Einfluss hinzu (Kap. 5). Obwohl nun gleichzeitig das ideologische Bild eines unveränderlichen Spartas entstand, riefen die aussenpolitischen Herausforderungen des 5. Jh.s, ebenso aber auch das grosse Erdbeben von 469/68 oder 464 sowie der Messenieraufstand (als Einflussfaktor von Th. nicht sehr stark gewichtet) nach weiteren Anpassungen der Verfassung (Kap. 6): Dazu gehört etwa das Zusammenspiel zwischen Ephoren, Geronten, Königen und Volksversammlung, wie es Th. an drei Episoden aus der Pentekontaetie untersucht.

Wenig ausgeführt und differenziert wirkt die Darstellung der «Neuen bürgerlichen Verankerung» (Kap. 6.6), wobei sich beim Titel nur schon die Frage stellt, ob es sinnvoll ist, die militärischen (und weiteren) Faktoren in der diffusen Kategorie einer neuen Bürgerlichkeit aufgehen zu lassen. Obwohl nur ein Abschnitt des Buches, geht es hier um die Richtigkeit des zentralen Argumentes, wonach das Bild einer spezifisch spartanischen Verfassungsordnung, wie sie etwa Xenophon idealiter beschreibt, erst *nach* den Perserkriegen und *vor* dem 4. Jh. ausgebildet worden sei (der zweite Punkt bleibt weitgehend offen): *Homoioi*-Ideologie (verwurzelt in der Zeit nach den Perserkriegen und unabhängig von den sozialen Unterschieden des 4. Jh.s) und Einbindung der einzelnen wie der führenden Familien, Heeresreform, ein spezifischer Freiheitsgedanke (der sich nicht auf die individuelle Freiheit be-

zog), eine «kulturelle Wende» (Verzicht auf Grossbauten, Verminderung der Kunstproduktion), das Verhältnis zu den Fremden (nur einzelne Ausweisungen) – dies alles habe die Ausformung eines Bildes von Sparta als unveränderlicher, in sich geschlossener Ordnung bewirkt, ein Bild, das die Spartaner in ihre Gemeinschaft zwang, Sparta gegen aussen darstellte und Spartas Rolle als symbolischen Ort im kollektiven Gedächtnis geprägt hat.

Die innere Festigkeit des spartanischen «Kosmos», seine «historische» Dauerhaftigkeit sowie seine angeblichen Qualitäten für ein Gemeinschaftsleben haben zu allen Zeiten Bewunderung gefunden – und finden es noch immer. Angesichts dessen sind die vielen klarsichtigen Vorbehalte dieser Publikation eine empfehlenswerte Lektüre, zumal das Buch nebst konkreten Einzelergebnissen auch zuverlässig und konzis durch die vielen Argumente der Forschung führt. Der noch immer gerne zitierte spartanische «Kosmos» etwa, erinnert uns Th. (14. 24f.) – J. Kerschensteiner bestätigend –, finde sich nur in zwei antiken Belegen: Hdt. 1,65 und Klearchos von Soloi fr. 39 Wehrli. Beat Näf

*David Cohen: Law, Violence and Community in Classical Athens.* Cambridge Univ. Press, Cambridge usw. 1995. XII, 214 S.

Cohen vertritt in diesem anregenden Buch die These, dass das athenische Gerichtswesen kein autonomer gesellschaftlicher Bereich gewesen sei, in dem nach Gerechtigkeit gesucht worden sei. Seine Praxis sei vielmehr durch die Werte und Einstellungen der agonistischen Gesellschaft, die es umgab, dominiert gewesen. Ein Prozess war in dieser Sicht nicht ein Mittel, einen Streit durch einen neutralen Richterspruch zu beenden, sondern eine Schlacht während einer länger andauernden Fehde. Um sie zu gewinnen, war alles erlaubt, was Erfolg versprach – Manipulation von Dokumenten, falsche Zeugenaussagen zugunsten eines Freundes, schlichte Lügen. Wichtig war, dass sich der Einzelne durchsetzte und damit seine Ehre wahrte, die Eruiierung der Wahrheit stand im Hintergrund. Das Gericht, das aus ad hoc zusammengesetzten Laien bestand und nach einmaliger Anhörung der Parteien ohne Zeugenbefragung und Diskussion entscheiden musste, war ausserstande, der Sache auf den Grund zu gehen und akzeptierte, ja erwartete sogar vielfach, dass die Beweggründe für einen Prozess eben nicht in einer Rechtsverletzung, sondern in persönlicher Feindschaft lagen. Dazu passt, dass wir als Prozessgegner überwiegend Herren aus der Oberschicht antreffen, die in ihrer Auseinandersetzung fast um jeden Preis ihren Status zu wahren versuchten. Die These wird an Prozessen um Gewalttätigkeit, Sexualdelikte und Erbschaftstreitigkeiten im einzelnen durchgespielt. C. legt damit nicht zum ersten Mal ein Modell vor, das sich scharf von institutionengeschichtlichen und funktionalistischen Ansätzen abgrenzt. Es kann das Vorgehen vieler antiker Gerichtsredner, das weniger auf Beweis eines Sachverhalts als auf die möglichst makellose Präsentation der Person und ihrer Verdienste und auf die Anschwärzung ihres Gegners zielte, als integralen Bestandteil eines gesellschaftlichen Wertsystems erklären, anstatt es als Aberration auffassen zu müssen. Auch die vielen Prozesskaskaden, von denen die Quellen berichten, lassen sich in einem so geschilderten Zusammenhang eher verstehen. Der häufige Appell antiker Redner an Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit beruht nach C. auf einem rein ideologischen Rekurs; er betont, gewiss mit Recht, dass dieser meist in Konflikt mit der effektiven Gerichtspraxis lag. Unerklärt bleibt freilich trotz einiger durchaus einleuchtender Bemerkungen dazu im Schlusskapitel (181–195), weshalb sich die athenische Gesellschaft überhaupt ein so aufwendiges Gerichtswesen mit zahlreichen Regeln zur Eindämmung von Missbrauch gab. Zur Beantwortung der damit verbundenen Fragen hilft ein funktionalistisches Modell eben doch weiter, als C. es wahrhaben will.

Das Werk überzeugt aber mindestens durch Originalität, gründliche theoretische Fundierung, sorgfältige Quellenbehandlung und Heranziehung von Erkenntnissen aus moderner Anthropologie und Ethnologie, die für die Altertumswissenschaft fruchtbar gemacht werden. Es wird auch diejenigen Gelehrten, die C. nicht in allen Punkten folgen können, zur Überprüfung herkömmlicher Positionen herausfordern. Leonhard Burckhardt

*Silvio Panciera (Hrsg.): Iscrizioni greche e latine del Foro Romano e del Palatino.* Inventario generale – inediti – revisioni. Tituli 7. Ed. di Storia e Letteratura, Roma 1996. 445 S., 7 Abb., 2 Karten, 43 Taf.

Silvio Panciera und seine Mitarbeiter legen hier eine umfassende Arbeit zu den in griechischer und lateinischer Sprache geschriebenen Inschriften des Forum Romanum und des Palatin vor. Das Werk bietet in seinem ersten Teil einen Schlüssel zu den Inschriften vom Herzen der Hauptstadt des römischen Reiches. Denn hier (31–98) sind die insgesamt 2366 heute bekannten Inschriften vom Forum und vom Palatin in übersichtlichen Listen aufgeführt, mit der Angabe ihres genauen Fundortes, ihres Aufbewahrungsortes (einschliesslich Inventarnummer), der einschlägigen modernen Literatur, sowie der Nummern des *CIL* (auch der neuen Supplementbände) und der im gleichen Tituli-Band veröffentlichten Stücke. Der zweite Teil des Bandes ist den Elogien vom Forum Romanum gewidmet.

Zu den bisher veröffentlichten 6 Fragmenten, die nochmals einzeln vorgestellt werden, sind hier (105ff.) 16 weitere Fragmente neu publiziert. Auf die Besprechung der einzelnen Bruchstücke folgt schliesslich eine zusammenfassende Bewertung dieser interessanten Denkmalgattung. Im dritten Teil (141–326) stellen der Herausgeber und seine Mitarbeiter insgesamt 137 bisher unveröffentlichte Inschriften vor, während sie im vierten Teil (327–375) Nachträge und Verbesserungen zu weiteren 46 Inschriften anführen. Es folgen ausführliche Indices und Tafeln mit den Bildern der vorgestellten Denkmäler sowie archäologische Karten vom Forum und vom Palatin. Während die Interna der Abteilungen 'Epigrafia e Antichità Greche' und 'Epigrafia e Antichità Romane' der Universität Roma-La Sapienza, die den Band beschliessen, nur sehr wenige Leser interessieren werden, ist das Werk als ganzes sehr willkommen, vor allem wegen des einfachen Zugriffs, den es auf alle derzeit bekannten Inschriften vom Forum Romanum und vom Palatin bietet.

M. Alexander Speidel

*Heikki Solin* (Hrsg.): **Studi storico-epigrafici sul Lazio antico**. Acta Instituti Romani Finlandiae 15. Quasar, Roma 1996. VII, 259 S., 3 Karten, zahlr. Abb.

Unter der Leitung und der Mitwirkung des finnischen Gelehrten Heikki Solin legen vier seiner Schüler und Kollegen in diesem Sammelband insgesamt sieben historische und epigraphische Studien in italienischer Sprache zum antiken Latium vor. Die Studien stehen alle im Zusammenhang mit der Neuedition der Inschriften Latiums für den 10. Band des *Corpus Inscriptionum Latinarum*, der unter der Leitung von S. derzeit erarbeitet wird. Der Herausgeber hat selbst drei Beiträge zum Band beige-steuert. Von diesen behandelt der erste den Inhalt des Begriffs «Latium» in der Antike (1–22). Er leitet den ersten Teil des Sammelbandes ein, der mit einer grösseren Untersuchung von O. Salomies (23–128) über die aus Latium stammenden römischen Senatoren fortgeführt wird und mit einer Studie von H. Laaksonen über die Bürger des antiken Formiae schliesst (129–154). Den zweiten, epigraphischen Teil des Bandes, der vor allem der Veröffentlichung von Inschriften aus dem Süden Latiums gewidmet ist, leitet erneut ein Beitrag Solins (155–186) ein. Dieser geht zunächst auf die inschriftliche Hinterlassenschaft von Formiae ein und bringt dann in einem zweiten Teil (168ff.) einen kommentierten Katalog 19 bisher unveröffentlichter bzw. in nicht zufriedenstellender Weise veröffentlichter Inschriften aus Formiae. Auch in seinem dritten Beitrag (221–227) widmet sich der Hrsg. der Erstveröffentlichung von einigen Inschriften, diesmal aus Minturnae. M. Kajava (187–220) hat die Veröffentlichung 33 bisher unpublizierter Inschriften aus dem südlichen Latiums beige-steuert, während K. Korhonen seinen Beitrag (229–239) einer spätrepublikanischen Bauinschrift aus Minturnae gewidmet hat. Literaturverzeichnisse und ausführliche Indices beschliessen den Band.

M. Alexander Speidel

*T. J. Cornell*: **The Beginnings of Rome. Italy and Rome from the Bronze Age to the Punic Wars (c. 1000–264 BC)**. Routledge, London/New York 1995. XX, 507 S., 32 Abb., 10 Karten, 10 Tab.

Die Überlieferung zur frühen römischen Geschichte ist seit den Tagen eines Perizonius, Beaufort und Niebuhr *das* Feld für die Herausbildung kritischer Quellenforschung gewesen. Diese sieht sich freilich in den letzten Jahrzehnten mit dem rasch anwachsenden Material der archäologischen Grabungen konfrontiert, wobei die Frage, ob und wie sich beides verbinden lässt, Gegenstand heftiger Kontroversen ist. Cornell legt nunmehr eine Synthese vor, die für die weitere Forschung ein Markstein sein wird. Dies wegen seiner souveränen Kenntnis von Quellen und Literatur, vor allem aber wegen der klaren Darlegung der einzelnen Problemkomplexe, die gerade auch dann hilfreich ist, wenn sie zum Widerspruch reizt.

Wo bestenfalls ein Appius Claudius Caecus, Zensor 312, die erste historisch greifbare Persönlichkeit ist (373ff.), ist eine Geschichte in herkömmlichem Sinn nicht möglich. Neben den Passagen zum Wert der Überlieferung befasst sich C. mit übergreifenden Problemen: der Stadtwerdung Roms; der Herausbildung von gesellschaftlichen und staatlichen Strukturen während der Königszeit und der frühen Republik, insbesondere der Bildung von Patriziat und Plebs; der Stellung Roms in seiner Umwelt: Latium, Etrurien, allmählich ganz Mittelitalien, von Anfang an aber auch im Ausstrahlungsbereich der griechischen Kultur (neben der phönizische/karthagische Einflüsse bislang mehr zu vermuten als zu belegen sind). Die Auseinandersetzung mit dem kanonisch gewordenen antiken Geschichtsbild etwa eines Livius bleibt dabei gleichwohl unvermeidlich – und gerät zwiespältig. So möchte C. beispielsweise aus guten Gründen die Chronologie der Königszeit drastisch verkürzen (121: ca. 625–500), erkennt an, dass es sehr wahrscheinlich mehr als sieben Könige in Rom gegeben habe (richtig wendet er sich gegen die Gleichsetzung von Servius Tullius mit Mastarna) und sieht, dass das Ende der Monarchie gewaltsamer (und verwickelter) gewesen ist, als es die Erzählungen von der Vertreibung des Tarquinius Superbus und von der Neuordnung im ersten Jahr der Republik glauben lassen (215ff. 293). Dennoch nimmt er einen Reformerkönig Servius Tullius an (173ff.) und setzt

etwa die *lex Valeria de provocatione* exakt in das J. 509 (196f.). Für C. mag das bisweilen eine blosser *façon de parler* sein (vgl. seine Äusserungen zum J. 495: 177; zum Dezemvirat: 275f.), er suggeriert damit aber dem Leser eine Sicherheit, an die er auch selbst immer wieder zu glauben geneigt ist. Seine vielen treffenden Beobachtungen und Urteile indes wie seine z.T. kühnen Thesen (zur anfänglichen Zusammensetzung des Senats: 248ff. 369; zur Entstehung der Plebs: 256ff. 340) werden die Forschung beschäftigen.  
Jürgen v. Ungern-Sternberg

**Karl Leo Noethlichs: Das Judentum und der römische Staat. Minderheitenpolitik im antiken Rom.** Wissensch. Buchgesellschaft, Darmstadt 1996. VI, 250 S.

Ziel der Untersuchung ist die römische Wahrnehmung und Behandlung des Judentums. Entsprechend steht die nichtjüdische Aussenperspektive im Zentrum (der Buchtitel ist irreführend): eine willkommene Ergänzung zu Abhandlungen, die das Judentum im antiken Rom «perspektivenlos» untersuchen (z.B. E. M. Smallwood, *The Jews under Roman Rule from Pompey to Diocletian*, 1981) und solchen, welche der jüdischen Sicht nachgehen (z.B. G. Stemberger, *Die römische Herrschaft im Urteil der Juden*, 1983). In einem wertvollen, aber notgedrungen sehr knapp gehaltenen ereignisgeschichtlichen Überblick listet N. stichwortartig die wichtigsten Geschehnisse der römisch-jüdischen Beziehungen von 164 v.d.Z. bis 932 u.Z. auf. Im Kapitel «Pluralismus als Herrschaftsprinzip» zeigt N., dass die Voraussetzungen, mit «Minderheiten» umgehen zu können, in Rom denkbar günstig waren, wenn auch Integration auf eine formal-juristische Ebene beschränkt blieb.

Josephus kritisiert wiederholt die unzureichenden Kenntnisse der «Heiden» über das Judentum: Vorurteile wurden während Jahrhunderten grossenteils unreflektiert und ohne grosses Interesse tradiert. Insofern hat N. nicht Recht, wenn er es als ein «Grundproblem des antiken Judentums» bezeichnet, «ein wirkliches Verständnis seines Glaubens anderen adäquat vermitteln zu können» (3). Dafür, dass die Juden für die Römer «die nächsten Fremden» (135) blieben, waren die letzteren zumindest mitverantwortlich. N. geht diesem «Bild der Juden im römischen Reich» nach, und seine kluge Auswahl von Stellen ergänzt das monumentale Werk von Menahem Stern (1974–1984) insofern, als N. nicht nach Autoren, sondern nach Themen ordnet. Ein Kapitel über die Rechtslage – die Juden genossen seit der Perserzeit Privilegien (v.a. bezüglich des Sabbats) – deutet darauf hin, dass die in der Literatur erhobenen Vorwürfe in der Regel folgenlos blieben. Diese Privilegierung war allerdings «kein 'Mehr' gegenüber anderen, sondern *conditio sine qua non*» (89) für ein ruhiges Zusammenleben. Das christliche Judenbild, geprägt von christlichem Antijudaismus und der Aufnahme vorchristlicher Vorwürfe, hatte weiterreichende Konsequenzen für die Juden; N. zeigt Parallelen zwischen spätrömischen Kaisererlassen und Konzilsbestimmungen einerseits und der NS-Judengesetzgebung andererseits auf.

N. verzichtet auf nichtliterarische jüdische Quellen, aus denen nicht nur hervorginge, dass der literarisch-ethnographische Vorwurf einer strikten jüdischen Abschottung so nicht der Realität entsprach (vgl. L. V. Rutgers, «Überlegungen zu den jüdischen Katakomben Roms», *JbAC* 33, 1990, 140–157), sondern aus denen vielleicht auch gefolgert werden kann, dass die jüdischen Lebensweisen römischerseits ausserhalb der erstarrten Ethnographie nicht nur als Misanthropie wahrgenommen wurden. Auch greift N.s pauschale Aussage, es habe jüdischerseits nie eine Identifizierung mit Rom gegeben (136f.), zu kurz (vgl. M. Goodman, «The Roman Identity of Roman Jews», in: I. M. Gafni et al., Hgg., *The Jews in the Hellenistic-Roman World. Studies in Memory of Menahem Stern*, 1996, 85\*–99\*).

Dennoch entspricht N.s Buch aufgrund der exakten und hilfreichen Quellenaufarbeitung, des weitgefassten Blickwinkels, der das Christentum miteinschliesst, und vor allem wegen der ertragreichen Einordnung der Behandlung des Judentums in die allgemeine Minderheitenpolitik im antiken Rom einem Desiderat.  
René Bloch

**Luigi Loreto: La grande insurrezione libica contro Cartagine del 241–237 A.C. Una storia politica e militare.** Coll. de l'École Française de Rome 211. Diff. De Boccard, Paris/«L'Erma» di Bretschneider, Roma 1995. X, 238 S., 3 Karten.

Nicht nur die Darstellung der historischen Ereignisse nach dem Ende des Ersten Punischen Krieges, sondern auch und vor allem ihre Interpretation als Paradigma für die Unberechenbarkeit einer von Söldnern geprägten Kriegführung war das Anliegen des Polybios, als er dem neuerlichen Existenzkampf Karthagos auf nordafrikanischem Boden seinen bekannten ausführlichen Bericht widmete. In ihrer einseitigen Fixierung auf das Phänomen des Söldnerwesens wirkt seine Darstellung bis heute nach, wie nicht zuletzt die – wie L. betont, unrichtige – Bezeichnung der Auseinandersetzung als «Söldnerkrieg» durch einen Grossteil der modernen Forschung zeigt. Diese Gesamtbewertung zu korrigieren ist neben einer detaillierten Darstellung der Fakten das Hauptziel der anzuzeigenden Ar-

beit. Eine scharfsinnige, in ihrem wesentlichen Ergebnis überzeugende Analyse der Quellen zu Ursachen und Ausbruch des Krieges liefert hierzu die Grundlage (7–41 mit Stemma): Polybios schöpft nicht, wie Jacoby annahm, aus einer einzigen Spezialschrift über den «Söldnerkrieg», sondern aus wenigstens zwei mit karthagischen Interna bestens vertrauten Quellen, deren eine als probarqidisch, die andere als prohannonisch zu bezeichnen ist. Die Verarbeitung derselben Quellen bei anderen Autoren (Diodoros, Nepos, Appianos) zeigt deutlich, in wie hohem Masse Polybios bei der Zusammenstellung des Materials wertend eingegriffen hat. Ein zweiter Hauptteil beschäftigt sich zunächst mit den Ursachen der Revolte des sizilischen Söldnerheeres (45–86), dann mit jenen der libyschen Erhebung gegen das karthagische Joch (87–113), der L. vielleicht ein wenig zu apodiktisch jeden «nationalen» Charakter abspricht. Den Schwerpunkt der Arbeit bildet – jedenfalls dem Umfang nach – eine erschöpfende Behandlung der militärischen Ereignisse (117–213) einschliesslich zweier Exkurse zur Annexion Sardinien und zum Staatsstreich des Hamilkar. Eine reichhaltige Bibliographie (nachgetragen sei die Entgegnung von H. R. Baldus, *Chiron* 21, 1991, 179–184, auf G. Manganaros Versuch, die ΛΙΒΥΩΝ-Prägungen in hannibalische Zeit herabzudatieren), einige Skizzen sowie (leider nur) ein alphabetischer Index beschliessen die Arbeit, deren Einschlägigkeit für den betreffenden Geschichtsabschnitt ausser Zweifel steht.

Klaus Zimmermann

**Michael Donderer: Die Architekten der späten Republik und der Kaiserzeit. Epigraphische Zeugnisse.** Erlanger Forschungen Reihe A, 69. Univ.-Bund Erlangen-Nürnberg 1996. 355 S., 72 Taf.

Zur sichtbarsten und beeindruckendsten Hinterlassenschaft der römischen Kaiserzeit gehören in Rom und seinen Provinzen die zahllosen Gebäude, Anlagen und Monumente aus Stein. Was damals aber noch sehr viel häufiger in Holz oder aus Lehmziegeln gebaut worden war, ist heute nur mehr dem kundigen Archäologen bei günstigen Erhaltungsbedingungen im Boden erkennbar. Am wenigsten aber haben sich die Namen und Denkmäler der «Architekten» erhalten. So unternahm der Verfasser eine Zusammenstellung aller inschriftlichen Zeugnisse jener Personen, die entweder als Architekten bezeichnet sind, oder die «ein Monument konzipiert und/oder dessen Bauausführung geleitet haben». Der erste Teil des Buches (15–80) enthält einige Bemerkungen zu Terminologie, Formular und dem Anbringungsort der «Architektensignaturen», um dann Ausführungen über die Stiftungen von Architekten, deren Tätigkeitsbereiche und Ausbildung, über ihre Grabmonumente und Ehrungen, sowie schliesslich über ihre wirtschaftliche Lage und ihre gesellschaftliche Stellung folgen zu lassen. Den kommentierten Inschriftenkatalog (81–312) teilt der Verfasser in: «Gesicherte Architekten» (161 Nrn.), «Mögliche Architekten» (4 Nrn.), «Vermeintliche Architekten» (14 Nrn.) und «Vermeintliche Architekten früherer Zeit» (4 Nrn.). Es folgen umfangreiche Indices und – besonders wertvoll – Tafeln mit Bildern zahlreicher im Katalog besprochener Inschriften. Es sind jedoch kaum die Corbusiers und Bottas der römischen Kaiserzeit, deren Zeugnisse hier gesammelt sind, denn der antike Architektenbegriff unterscheidet sich deutlich vom modernen. So wurden etwa Schiffsbaumeister, Konstrukteure von Belagerungsmaschinen und grossen Transportfahrzeugen oder gar Maschinerien für die Trockenlegung von Sümpfen als Architekten bezeichnet. Trotz verschiedener Mängel und Fehler vor allem im Detail bildet die Arbeit eine nützliche Quellensammlung.

M. Alexander Speidel

**Werner Eck/Antonio Caballos/Fernando Fernández: Das «senatus consultum de Cn. Pisone patre».** Vestigia 48. Beck, München 1996. XIV, 329 S., 20 Taf.

Das Verhältnis des Tiberius zu seinem Adoptivsohn Germanicus war nicht frei von Spannungen gewesen, weshalb dessen Tod in Syrien 19 n. Chr. zu mancherlei Vermutungen Anlass gab. Diese wurden genährt durch die unklare Stellung des *adiutor* des Germanicus und Statthalters Syriens, Cn. Calpurnius Piso, eines langjährigen Vertrauten des Princeps, gegen den der Sterbende und seine Umgebung sogleich Mordvorwürfe erhoben. Während eines Prozesses vor dem Senat im J. 20 beging Piso Selbstmord, wurde aber postum noch verurteilt. Dies alles war durch den ausführlichen Bericht des Tacitus im zweiten und dritten Buch der *Annalen* bekannt; der Fund mehrerer (meist fragmentarischer) Exemplare gibt uns nun jedoch den vollständigen Wortlaut des Senatsbeschlusses, durch den der Princeps und der Senat ihre, die offizielle Version der Geschehnisse in Rom den Provinzen und bei den Legionen kundgetan haben. Die Ausgabe erfüllt in der genauen Dokumentation des Überlieferten wie in der umfassenden Kommentierung der formalen, rechtlichen und historischen Aspekte des Textes alle Wünsche, die man an eine *editio princeps* richten kann. Es zeigt sich, dass Tacitus zwar die Chronologie verschoben hat, aufgrund seines Studiums der Senatsakten aber mit Recht das Bild der Harmonie im Kaiserhause, mit Piso als einzigem Sündenbock, wieder aufgelöst hat. In weiterem Zusammenhang wird aus dem neuen Text für die Arbeitsweise des Tacitus und für das Verhältnis von Princeps und Senat noch einiges zu lernen sein.

Jürgen v. Ungern-Sternberg

Klaus Rosen: **Marc Aurel**. Rowohlt's Monogr. 539. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek b. Hamburg 1997. 160 S., Abb.

Diese flüssig geschriebene und gut dokumentierte Biographie Marc Aurels zeigt, dass die deutsche Altertumswissenschaft der *haute vulgarisation* keineswegs abgeneigt ist. In der Tat liegt die Stärke von Rosens Darstellung in der Fähigkeit, auch für eine breitere Leserschaft die Originalquellen kompetent sprechen zu lassen, allen voran den Kaiser in seinen *Selbstbetrachtungen* und im brieflichen Gespräch mit seinem Mentor Fronto, ferner neben anderen Historikern Cassius Dio sowie die *Historia Augusta*. Ebenfalls zu Wort kommen die archäologischen Zeugnisse, unter welchen die Münzen besonders aussagekräftig sind. Das Schwergewicht der Biographie liegt erwartungsgemäss auf dem Politisch-Militärischen. Wo R. auf Marcus' philosophische Neigungen eingeht, würdigt er sie in erster Linie als die moralische Stosskraft hinter dieser Herrscherpersönlichkeit, die sich im täglichen Konflikt zwischen öffentlicher Pflichterfüllung und ersehnter Beschaulichkeit aufzureiben drohte. R. zeichnet seinen 'tragischen Helden' mit Einfühlsamkeit und sichtlicher Sympathie; auf eine kritische Gesamtwürdigung des Antoninen aus der Sicht des modernen Historikers verzichtet er. Auch werden die Quellentexte nicht – wie es die althistorische Forschung im Zug der Literaturkritik nun vermehrt tut – nach ihrer Typologie und Fiktionalität hinterfragt. Der positiven Bilanz tut diese Unterlassung keinen Abbruch, steht doch das hier entworfene Persönlichkeitsbild im Einklang mit der gut bezeugten Idealisierung Marc Aurels in der ausgehenden Antike. Dass sich der professionelle Altertumswissenschaftler mit Idealbildern, und mögen sie noch so ansprechend ausfallen, freilich zunehmend schwerer tut, soll hier nicht ganz verschwiegen sein.

Margarethe Billerbeck

Beat Näf: **Senatorisches Standesbewusstsein in spätrömischer Zeit**. Paradosis 40. Universitätsverlag Freiburg/Schweiz, Freiburg i.Ue. 1995. IX, 344 S.

Näfs Buch, eine mentalitätsgeschichtliche Untersuchung, analysiert das senatorische Standesbewusstsein in der Spätantike (3). Dabei liegt das Schwergewicht im Westen des Reiches und auf dem 5. und 6. Jh., in denen sich die Frage nach dem Verhältnis von Veränderung und Kontinuität stärker stellt.

Untersucht werden «das Selbstbewusstsein, das Selbstwertgefühl und das mit ihnen zusammenhängende Selbstverständnis» (4). Als Quellen dienen Näf vor allen Dingen die heidnischen und christlichen Autoren senatorischen Standes dieser Zeit. Eine zentrale Frage bildet die Auswirkung des Christentums auf das senatorische Standesbewusstsein und dessen Umgestaltung im ausgehenden 5. und 6. Jh. Das Buch ist durch einen umfangreichen allgemeinen Index, der Sachen, Namen und Begriffe enthält, gut erschlossen. Die moderne wissenschaftliche Literatur ist fast vollständig berücksichtigt, was bei der Fülle der Erörterungen zu dieser Thematik eine beachtenswerte Leistung ist.

Die Orientierung an einzelnen Autoren und deren Analyse haben zur Folge, dass einzelne übergreifende Fragen wie etwa das Verhältnis der Senatoren zu ihrer Herkunft erst in der Schlussbetrachtung zusammenfassend behandelt werden. Diese wird dadurch recht umfangreich. Durch eine weitgefaste Umschreibung senatorischen Standesbewusstseins (9–11) wird ein sehr facettenreiches Bild möglich, sie birgt aber auch die Gefahr einer gewissen Unschärfe.

Als ein wichtiges generelles Ergebnis des Buches wird zu gelten haben, dass die Ansprüche, die die Senatoren aufgrund ihres Standesbewusstseins an sich selbst stellten, im Widerspruch zu vielen Topoi in der modernen wissenschaftlichen Literatur stehen. Sie betrachtet unter anderem den Senatorenstand als Gruppe, die den Anforderungen ihrer Zeit nicht entsprochen habe. Wenn auch die Ansprüche der Senatoren an sich selbst nichts über die wirklichen Verhältnisse aussagen, so zeigen sie doch ein grösseres Verständnis für die politische Rolle des Standes, als man gemeinhin annimmt.

Joachim Szidat

Claude Lepelley (éd.): **La fin de la Cité antique et le début de la Cité médiévale. De la fin du III<sup>e</sup> siècle à l'avènement de Charlemagne**. Actes du colloque tenu à l'Université de Paris X-Nanterre les 1, 2 et 3 avril 1993. Munera 8. Edipuglia, Bari 1996. 362 p.

Il n'est pas possible, dans cette brève notice, de faire autre chose qu'énumérer les auteurs et les titres de dix-neuf communications présentées à cette importante rencontre scientifique: J.-P. Callu, Cités et provinces: des confusions toponymiques. M. Christol/A. Magioncalda, Continuités dans la vie municipale à l'époque tardive d'après l'épigraphie de Canusium (Canosa, Italie). J. Bouffartigue, La tradition de l'éloge de la cité dans le monde grec. R. Delmaire, Cités et fiscalité au Bas-Empire. A propos du rôle des curiales dans la levée des impôts. C. Lepelley, La survie de l'idée de cité républicaine en Italie au début du VI<sup>e</sup> siècle, dans un édit d'Athalaric rédigé par Cassiodore (*Variae* IX,2). Y. Modéran, La renaissance des cités dans l'Afrique du VI<sup>e</sup> siècle d'après une inscription récemment publiée. J.-U. Krause, La prise en charge des veuves par l'Église dans l'Antiquité tardive. B. Beaujard,

L'évêque dans la cité en Gaule aux V<sup>e</sup> et VI<sup>e</sup> siècles. C. Brenot, Du monnayage impérial au monnayage mérovingien: l'exemple d'Arles et de Marseille. W. Liebeschuetz, Administration and Politics in the Cities of the 5<sup>th</sup> and 6<sup>th</sup> Centuries with Special Reference to the Circus Factions. P. Riché, La représentation de la ville dans les textes littéraires du V<sup>e</sup> au IX<sup>e</sup> siècle. J.-P. Caillet, La transformation en église d'édifices publics et de temples à la fin de l'Antiquité. J. Guyon, La marque de la christianisation dans la topographie urbaine de Rome. G. C. Wataghin, Quadri urbani nell'Italia settentrionale: tarda Antichità e alto Medioevo. J. Durliat; Évêque et administration municipale au VII<sup>e</sup> siècle. S. Lebecq, Le devenir économique de la cité dans la Gaule des V<sup>e</sup>–IX<sup>e</sup> siècles. É. Magnou-Nortier, Du royaume des *civitates* au royaume des *honores: episcopatus, comitatus, abbatia* dans le royaume franc (VI<sup>e</sup>–IX<sup>e</sup> siècle). A. Chastagnol, La fin du Sénat de Rome. M. Sot, Conclusions. François Paschoud

*Laura Hermes: Traum und Traumdeutung in der Antike.* Zürich/Düsseldorf, Artemis & Winkler 1996. 203 S.

Das schmale Bändchen ist erschienen in der Reihe «Antike Aktuell» des Artemis-Verlages. Neben Einführungen zu den verschiedenen Bereichen, in denen Traum und Träumen in der Antike eine Rolle spielten (wobei die mangelnde Trennung von literarischen und ausserliterarischen Diskursen auffällt), besteht der grösste Teil des Buches aus spärlich kommentierten Übersetzungen oder Nacherzählungen berühmter Traumtexte. Eine sehr knapp bemessene, leider überhaupt nicht «aktuelle» Bibliographie schliesst das Taschenbuch ab. – Mit dem im Klappentext formulierten Ziel, das man knapp mit «Antike macht Spass» umschreiben könnte, liegt die Publikation im *mainstream* eines bestimmten Genres populärwissenschaftlicher Literatur. An sich wäre eine Popularisierung der Kenntnisse über die Antike ja wünschenswert. Aber muss das unbedingt so aussehen? Allenthalben verkrampte Fröhlichkeit, ein Stil, der sich irgendwo zwischen «Focus» und «Blick» bewegt. Oft der Ton eines Marktschreiers, der sensationelle Stories aus einer «galaxy far, far away» anbietet. Dass man selbst dies besser machen könnte, zeigen die Passagen des Buchs, in denen H. konkretes Wissen vermitteln will und dann auch komplizierte Sachverhalte ohne Effekthascherei einleuchtend und einfach beschreiben kann. Dasselbe gilt für manche ausgesprochen gelungene, einfühlsame Nacherzählungen. – Die Fragen, die sich in der Antike am Traum und am Träumen entzündet haben und auch heute noch immer wieder gestellt und unterschiedlich beantwortet werden, kommen nicht einmal im Ansatz zur Sprache. Leider betont H. immer wieder eher die Ähnlichkeiten mit der Moderne, als auf die wirklich eklatanten Unterschiede im Traumverständnis hinzuweisen («Aktualität» muss schliesslich nicht einen Punkt-für-Punkt-Transport in die Gegenwart bedeuten). Auf der anderen Seite werden offensichtliche Anknüpfungspunkte von antiker und moderner Traumdeutung verpasst: Im Falle des sog. Satyr-Traumes Alexander des Grossen (32) hätte man z.B. sehr gut auf Artemidors und Freuds Kommentare zu der Deutung des Aristandros verweisen können. Man muss es H. als Pluspunkt anrechnen, dass sie eine ungewöhnlich gewogene Einschätzung sowohl der professionellen Traumdeutung als psychohygienischer Technik wie auch des sonst allseits geschmähten Artemidor vorbringt (auch wenn sie die *Oneirokritika* fälschlicherweise als Volkstraumbuch klassifiziert). Aber die Aufforderung an das Publikum zu «eigenen Deutungsversuchen à la romaine» (Klappentext und passim) lässt wieder an der sachlichen Fundierung dieses Urteils zweifeln. Man wird bei der Lektüre des Buches das Gefühl nicht los, dass H. das antike Traumverständnis letztlich doch für primitiv und 'Aberglaube' hält, gerade gut genug, nette Anekdotchen für eine 'unterhaltsame' Reiselektüre bereitzustellen.

Christine Walde

*Jan N. Bremmer: Götter, Mythen und Heiligtümer im antiken Griechenland.* Primus, Darmstadt 1996. X, 163 S., 17 Abb.

Zwei Jahre nach der englischen Erstausgabe (*Greek Religion*, 1994) erscheint B.s Einführung in die griechische Religion auch auf Deutsch. Das ist sehr zu begrüssen, denn es handelt sich um ein ausgezeichnetes und gut übersetztes Buch. Von Anfang an bemüht sich der Autor mit Erfolg um höchste Transparenz, indem er regelmässig sein eigenes Vorgehen kommentiert und explizit zu den Werken seiner Vorgänger – vor allem W. Burkert und J.-P. Vernant – Stellung bezieht. Mag sein, dass die dem Buch so zuträgliche kritische Distanz gegenüber der deutschen, französischen sowie englischsprachigen Fachliteratur auch ein Privileg des Niederländers ist. Im ganzen zeigt B., dass und inwiefern die Religion der alten Griechen vom Glauben des modernen Lesers verschieden ist; so finden sich zahlreiche vergleichende Verweise auf jüdische, christliche und islamische Konzepte. Das Werk umfasst sieben Kapitel, einen Anhang sowie vierzig Seiten hervorragender Anmerkungen. Gerne fände man die umfassende Bibliographie auch separat. Nach einer Einführung in die Charakteristika der griechischen Religion in der archaisch-klassischen Zeit (I) befasst sich der Autor sukzessive mit den griechischen Göttern (II), ihren Heiligtümern (III), dem Ritual (IV) und den Mythen (V); darauf folgen

ein Abschnitt über die Rolle der Frau in der griechischen Religion (VI) sowie einige Seiten über «Transformationen» (VII). In diesem letzten Kapitel geht es einerseits um Entwicklungen der griechischen Religion in nachklassischer Zeit, andererseits relativiert B. manche allzu schematischen Aussagen der vorangehenden Kapitel. Schliesslich liefert der Anhang die wichtigsten Elemente zur Vorgeschichte der griechischen Religion, wie sie in archaisch-klassischer Zeit praktiziert worden ist. Wenn auch der eine oder andere Abschnitt bald methodisch oder wissenschaftlich überholt sein könnte, so unterbreitet uns B. dennoch nicht nur einen intelligenten Überblick über den aktuellen Forschungsstand auf diesem Gebiet, sondern vermittelt dieses Wissen zudem äusserst gekonnt auf zugängliche und spannende Weise. Und das ist bekanntlich dringend nötig, wenn die Altertumswissenschaften heute noch Interesse finden sollen.

Annette Loeffler

*Daniel Ogden: The Crooked Kings of Ancient Greece.* Duckworth, London 1997. 234 p.

L'auteur rend accessible un vaste corpus de textes et quelques images pour en déduire l'existence d'un schéma narratif dit de *λομός* dans l'imaginaire grec. On peut le résumer comme suit: 1) Un personnage est doté d'une origine illégitime, ce qui s'exprimerait dans l'imaginaire grec par des jambes tordues ou bien par un langage tordu. 2) La société soit l'expose comme enfant difforme (*τέρας*), soit l'expulse comme bouc émissaire (*φαρμακός*) à l'âge adulte. Dans les deux cas, l'expulsion permet de remédier à un *λομός* (un fléau ou une stérilité). 3) Le personnage expulsé triomphe sur ses ennemis et prend le pouvoir.

Ce schéma narratif ne s'applique intégralement qu'à quelques récits comme ceux relatifs au tyran Kypsélos et au fondateur de Cyrène, Battos. Les autres textes portant sur des rois, des tyrans, des fondateurs, des politiciens et d'autres hommes de pouvoir, n'en comportent que quelques éléments. Dans la conclusion, l'auteur explique ce décalage par une évolution passant d'un discours polémique dans la vie politique aux VII<sup>e</sup> et VI<sup>e</sup> siècles av. J.-C. à un schéma narratif presque neutre. Aurait-on pu pousser plus loin l'analyse syntagmatique? Le matériel présenté mènerait peut-être à une distinction entre les tyrans, plutôt associés aux *τέρατα*, et les rois, plus proches des boucs émissaires. Le défi étant bien celui d'utiliser l'analyse structurale-anthropologique de l'imaginaire pour une enquête historique, l'auteur se base, entre autres, sur la grande diffusion de ce schéma pour avancer l'hypothèse selon laquelle il n'y a jamais eu d'interruption réelle dans la suite des dynasties royales des Ages obscurs jusqu'à l'époque archaïque. Le tyran ne serait que le produit d'un changement dans l'imaginaire, à savoir la naissance d'un discours polémique. C'est ainsi que s'explique, à la fin, le titre *Les rois tordus*: les tyrans, ce sont ces *primi inter pares* qui, à un moment donné, semblèrent être plus *égaux*, voire *trop égaux*.

Martin Steinrück

*Claude Calame: Mythe et histoire dans l'Antiquité grecque. La création symbolique d'une colonie.*

Payot, Lausanne 1996. 185 S.

Die Untersuchung hat zwei Teile: In einem ersten, methodenkritischen Teil («Illusions de la mythologie», 9–55) wird das Ungenügen des modernen Mythosbegriffs vorwiegend im Rahmen des hier zugrundegelegten strukturalistisch-kulturanthropologischen Ansatzes der Mytheninterpretation diskutiert. Der Begriff des Mythos, der 'griechischen Mythologie' wird radikal in Frage gestellt. 'Mythen' gibt es nur als je eigene Texte in je eigenen Gattungen. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Texten wie dem mythologischen Handbuch Apollodors, wo man frühestens (also mit Beginn der Mythographie) von 'griechischer Mythologie' sprechen könne (*énoncé*), und literarischen, an bestimmte historische Situationen des Vortrags gebundenen Texten, in denen sich mythische Erzählungen unmittelbar aktualisieren (*énonciation*). Es sind diese Texte, repräsentiert durch Pindars *Pythien* 4, 5 und 9 (auch Hdt. 4,145–167; Call. *h. Apoll.*), die die Gründungsgeschichte Kyrenes unter verschiedenen Aspekten erzählen, die hier relevant sind. Sie werden im zweiten Teil («La fondation narrative de Cyrène», 57–162) in exemplarischer Weise besprochen. Das methodische Vorgehen ist 46–55 beschrieben: In einem dreistufigen Prozess der Analyse kann – ausgehend von der in der Erzählung formulierten Oberflächenstruktur der Texte ('structures discursives') über den Aufweis des 'schéma cano- nique', das grundlegend für die Organisation der Erzählung ('unité syntaxique' und 'cohérence'), aber auch für die Definition der Handlungspositionen ('positions actantielles') und bedeutungsvoller abstrakter Begriffe ('isotopies', z.B. 'héroisation') ist – zum abstraktesten Niveau der 'structures sé- mio-narratives profondes' vorgedrungen werden, wo man auf das eigentlich Mythische stösst (53). Die mythische Erzählung präsentiert sich schliesslich als Ergebnis einer kulturell und ideologisch und damit auch historisch determinierten symbolischen Konstruktion mit einer sozialen Funktion, indem sich hier grundlegende Konzepte einer menschlichen Gemeinschaft artikulieren. Auf diese Weise wird das Geschichtliche symbolisch, das Symbolische aber in der Metamorphose der mythischen Erzählung historisch. Es gibt – wie der Titel des Schlusskapitels sagt – weder Mythos noch Geschichte.

Die Analyse der Gründungserzählungen Kyrenes im zweiten Teil zeichnet den Prozess der Symbolbildung nach und erweist die poetischen und sozialen Funktionen, die die mythischen Fiktionen der Griechen über die Vergangenheit der Stadt Kyrene haben. Schade, dass im vorzüglichen methodenkritischen ersten Teil des Buches die Chance nicht ergriffen wurde, Grundsätzliches zur Theorie der strukturalistisch-semiotischen Mytheninterpretation offenzulegen, vgl. dazu die 52 Anm. 72 angegebene Literatur (bes. A. J. Greimas) und L. Edmunds, «Structuralism and Semiotics», in: ders. (Hrsg.), *Approaches to Greek Myth*, 1990, 275–277. Eveline Krummen

*Jennifer Larson: Greek Heroine Cults.* Univ. of Wisconsin Press, Madison 1995. XV, 236 S.

*Deborah Lyons: Gender and Immortality. Heroines in Ancient Greek Myth and Cult.* Princeton Univ. Press, Princeton 1997. XVII, 269 S., 8 Abb.

Heroinnen wurden in der griechischen Religionsforschung bisher gegenüber den Heroen kaum gesondert wahrgenommen; es war aber bloss eine Frage der Zeit, bis das Interesse an Geschlechterforschung dies beheben würde. Das ist jetzt eingetreten: zwei fast gleichzeitig veröffentlichte, inhaltlich teils sich überschneidende, teils komplementäre amerikanische Dissertationen gelten den Heroinnen als einer Sonderkategorie. Larson konzentriert sich ausschliesslich auf den Kult und bezieht die Eigenheiten der Heroinnen konsequent auf das Frauenleben, während Lyons in ihrer umfassenderen Arbeit, in welcher die Mythen zentral sind, eher auf System- und Mentalitätsunterschiede aus ist, welche sie nicht einfach sozial erklären will. Dabei setzt sich Larson gelegentlich polemisch mit der 1989 als Dissertation der Stanford University eingereichten Arbeit von Lyons auseinander, während Lyons die Arbeit von Larson in letzter Minute nur punktuell einarbeiten konnte.

Entsprechend ihrem Ansatz, welcher Heroinnen durch die Gegensatzpaare sterblich/unsterblich und männlich/weiblich konstituiert sieht, kontrastiert Lyons die Heroinnen durchgehend mit Heroen, Götter/Göttinnen und Menschen. Die ersten drei Kapitel loten die entsprechenden Kontrastpaare aus ('Heroines and Heroes', 'Heroines and Mortals', 'Mortals and Immortals'); die folgenden beiden präzisieren die Gegensätze Gott/Heroine und Göttin/Heroine an exemplarischen Fällen (Kap. 4, Dionysos, Kap. 5 insbesondere Artemis und Iphigeneia).

Daraus ergibt sich ein Bild, das zeigt, wie die Heroinnen ihre Kategorien anders als Heroen ausloten: ihnen stehen weniger Aktivitäten offen als den Heroen (wenn auch mehr als den Frauen); ihre mythische Biographie ist sehr oft eingeschränkt auf die Periode zwischen (oft gewaltsamer) Schwängerung durch einen Gott und dem (oft daraus resultierenden) Tod – falls sie nicht Jungfrauen bleiben; ihre Beziehung zu Göttern ist fast nur passiv erotisch (mit Ausnahme des Dionysos), zu Göttinnen oft diejenige von Rivalin, selten von Gefährtin. Wenige Heroinnen scheren hier aus – allen voran Ino. Die Ergebnisse der vielen Einzeluntersuchungen sind oft überzeugend oder wenigstens anregend, auch wenn die Arbeit an zwei grundlegenden Problemen leidet – am methodischen Grundproblem eines solchen Zugriffs, der Spannung zwischen der letztlich ahistorischen Suche nach epochen- und ortsüberspannender Struktur und der einzelnen spezifischen Information, wobei gerade die meist lokal gebundenen Heroen anfällig sind für dieses Problem; und an einem Theorieanspruch der Autorin, der oft Banalitäten verschleiert. So versuchen etwa die beiden Schlusskapitel eine Schematisierung (gegenüber Dionysos betonen die Heroinnen die Unterschiede der Grundkategorien männlich/weiblich, sterblich/unsterblich, gegenüber Artemis die Ähnlichkeiten), die sich in den detaillierten Einzeluntersuchungen zu Semele, Ino, Ariadne, Iphigeneia höchstens als Tendenzen abzeichnen. Äusserst verdienstvoll ist der umfassende Katalog aller Heroinnen, von Abia bis Zeuxippe (173–235).

Der Kult ist für Lyons ein Einzelaspekt, den sie oft eher oberflächlich angeht. Der Kult steht demgegenüber im Zentrum der sehr soliden Arbeit von Larson. Nach einer substantiellen Einführung (u.a. zu Kultorten und zur Eigenart des heroischen Kults) wird der Kult in Attika auf die politische und soziale Rolle der Heroinnen hin befragt (Kap. 1, 26–42), anschliessend die Denkmalkategorie der Heroenmahlreliefs und der spartanischen Heroenreliefs auf das Verhältnis Heros-Heroine hin befragt (Kap. 2, 43–56); es zeigt sich, dass im Kult die Heroinnen fast immer mit einem Heros fest verbunden, oft in eine Familie eingeordnet sind. Die nächsten Kapitel explorieren diese Familienbindung (Asklepios – wo die Personifizierung Hygieia kultisch wohl richtig als Heroine behandelt ist, 61–64) und beziehen sie auch auf die Bindung des Heroenkults an die archaischen Adelsfamilien (71–77). Ein Kapitel schliesst unabhängige Heroinnen an, einschliesslich der Amazonen und Sibyllen (etwas zu bunt und mit gelegentlichen Oberflächlichkeiten) (101–130). Das Schlusskapitel setzt sich mit dem auch im Heroenmythos wichtigen Erzähltyp des ungerechten Todes als Grund der Heroisierung auseinander, arbeitet die spezifischen Züge der Heroinnen heraus und bezieht sich auf die Geschlechterrollen. – Auch hier beschliesst ein Katalog die Arbeit, diesmal allein der kultisch verehrten Heroinnen (147–159). Trotz der Konzentration auf den Kult, der in umfassender Kenntnis der Quellen exploriert wird, ist mithin der Mythos auch für Larson wichtig. Ihr Zugriff ist dabei weniger theoriebewusst, da-

durch werden die oben angemahnten methodischen Probleme nicht so manifest, freilich um den Preis eines weniger facettenreichen, eindimensionalen Interpretationsmodells.

Beiden Arbeiten gemeinsam ist der hohe Standard der Quellenkenntnis und der Sekundärliteratur (wobei freilich nichtenglische, bes. deutsche Arbeiten keineswegs vollständig berücksichtigt sind) und der Wille, ihr Thema als kultur- und religionshistorische Fragestellung anzugeben: nicht bloss die Kataloge (die auch) machen beide Bücher gleichermaßen interessant. Fritz Graf

**Thomas Rakoczy: Böser Blick, Macht des Auges und Neid der Götter. Eine Untersuchung zur Kraft des Blickes in der griechischen Literatur.** Classica Monacensia 13. Narr, Tübingen 1996. X, 309 p.

Cette thèse de doctorat présentée à l'Université Ludwig-Maximilian de Munich s'ouvre sur cette interrogation: le φθόρος θεῶν est-il cette indignation jalouse des dieux à l'égard des hommes qui outrepassent les limites entre l'humain et le divin en ayant l'arrogance et l'audace de prétendre à des privilèges divins? Participe-t-il de cette surveillance divine, neutre et quasi judiciaire, qui contribuerait à corriger les inégalités humaines en établissant une distribution équitable du bonheur parmi les hommes? L'auteur rejette catégoriquement ces deux interprétations, nommées respectivement «Hybrismodell» et «Ausgleichsmodell», qui oublient l'association, dans les sociétés méditerranéennes, anciennes ou modernes, de l'envie au *mauvais œil*. Le φθόρος θεῶν n'est pas une passion passive, une métaphore psychologique du rôle éthique des dieux, garants de l'ordre moral et de l'équilibre cosmique, mais bien une passion active qui, en frappant et détruisant ce qu'elle touche, contribue à constituer une éthique non en veillant au respect de l'autorité divine, mais en établissant activement celle-ci (ch. 7). Cette interprétation s'appuie sur la conception antique de la vision comme une faculté non passive mais active, l'œil appréhendant les objets extérieurs en émettant vers eux un fluide ardent (ch. 4); la notion antique de la vision active fonde la croyance au pouvoir nocif de l'œil quand le regard est animé par la colère, l'admiration, l'amour, et surtout par l'envie (φθόρος). L'essentiel de l'ouvrage (ch. 5) est consacré à l'examen du mauvais œil dans la littérature grecque, d'Homère aux auteurs chrétiens. La section consacrée aux théories antiques (ch. 5.12) montre bien que cette croyance n'est pas une «superstition» populaire et irrationnelle, puisque des hommes cultivés, comme Plutarque ou Héliodore, loin de la critiquer, s'attachèrent à l'expliquer par des arguments rationnels tirés de la physique naturelle. Un résumé, une bibliographie et un index des auteurs anciens (ch. 8–10) closent cette thèse convaincante. Jean-Benoît Clerc

**Gregory Shaw: Theurgy and the Soul. The Neoplatonism of Iamblichus.** Pennsylvania State Univ. Press, University Park, Pa. 1995. XI, 268 S.

Shaw focuses on the difficult task of elucidating the manner in which theurgic ritual was understood by Iamblichus as a means of reifying Platonic cosmogony, and thus of enabling the individual theurgist to participate in the continuous (re)creation of the cosmos, an act that had soteriological significance for the individual soul. The biggest contributions of S.'s treatment arise from his intimate knowledge of Iamblichus's writings: by dovetailing pieces of information from disparate parts of the corpus, Shaw is able to clarify ideas that are opaque to those of us who are less familiar with Iamblichus' works, and thus help us to understand better how Iamblichus' ideas were simultaneously a contradiction and a logical development of those of his teacher, Porphyry. This is especially valuable in the first two parts of the book, which discuss the basic nature of the cosmos and the human soul as Iamblichus saw them. The latter part of the book, which focuses on Iamblichus's typically allusive descriptions of the theurgic rituals themselves, is less satisfying. Here again, S. makes good use of the Iamblichean material itself, but disappointingly little of material that would have served as appropriate *comparanda* and thus taken us much further – even if only speculatively – towards understanding what these rituals *were*. Many fragments of the *Chaldean Oracles* that are likely to have been relevant (146, 147, 148 e.g.) are not discussed. Even more surprisingly, the so-called «Mithras Liturgy» (PGM IV 475–829) is mentioned only twice, and briefly, despite S.'s acknowledgment of the fact that it provides an important parallel for the photagogic and anagogic rituals to which Iamblichus refers. This failing exemplifies a larger problem in the study of late antique esoteric religions, especially theurgy. Few scholars are competent to discuss both the philosophic and ritual aspects of these religions in any detail and with thorough knowledge of the theoretical issues at stake; most publications (including those of this reviewer) therefore focus primarily on one aspect more cursorily, depending on the background of the given scholar. We must continue to hope for the book that will replace Hans Lewy's now badly outdated (1956) but still admirable attempt to interpret all of theurgy's aspects in unison. Sarah Iles Johnston

T. P. Wiseman: **Remus. A Roman Myth**. Cambridge Univ. Press, Cambridge usw. 1995. XV, 243 S., 18 Abb.

Remus und Romulus: Die Zwillinge am Anfang der Stadt Rom haben antikes wie modernes Denken immer wieder beschäftigt. Warum Zwillinge, da doch der eine sofort wieder beseitigt wird? Wiseman führt den Leser kundig und gelegentlich mit sanfter Ironie durch das Dickicht der Hypothesen. Die komparatistische Mythologie liefert keine Erklärung; die frühen griechischen oder italischen Aussagen über die Entstehung Roms wissen nichts von zwei Gründern; die Forschung, angefangen von Niebuhr, Schwegler, Mommsen, ist dem Problem immer wieder nur in Teilaspekten gerecht geworden. W. selbst datiert die Verdoppelung an das Ende des 4. Jh. v.Chr., mit dem Ogulniermonument von 296 als *terminus ante quem* und einem pränestinischen Spiegel um 340 als *terminus post*, da er die Lares Praestites mit der Wölfin zeige und noch nicht Remus und Romulus (65ff.). Soweit folgt man gerne (wenngleich der *terminus post* so sicher nicht ist). Warum aber die Verdoppelung? Hier fällt auch W. dem unabänderlichen Gesetz zum Opfer, dass im Bereich der frühen römischen Geschichte jede positive Aussage auf ungenügender Evidenz beruht. Für ihn ist Remus der Vertreter der Plebejer, die zwar langsam (Remus von *remores*), aber nun doch gleichberechtigte Teilhaber an der Staatsgewalt geworden waren. Dafür spricht aber allenfalls seine Verbindung mit dem Aventin (die Gleichsetzung des schattenhaften Remuria mit dem Mons Sacer ist höchst fraglich; zudem: warum hätten die Plebejer ihren Protagonisten von Rom entfernen wollen?) – gerade auf diesem Hügel aber lässt jedenfalls ein Ennius den Romulus Platz nehmen. Noch schwieriger indes: Warum fand der eben erst entdeckte Plebejer Remus sogleich ein jähes Ende (nach W. 117ff. im selben Jahr 296, in dem ihm die Ogulnier das Denkmal setzten!)? «Any reason for the existence of Remus is bound to be inconsistent with a need to kill him off», stellt W. (117) selbst richtig fest. Ausser dem einen Grund, dass mit Remus eben 'kein Staat zu machen war'. Die Staatwerdung Roms aber ist das eigentliche Ziel der Gründungslegende. Remus war, bei vielleicht besserer Qualifikation, nach göttlichem Ratschluss schlichtweg nicht der 'Erwählte'; seine kurze Karriere bildete die dunkle Folie für das Wirken und die Apotheose des Romulus. Verlieren sich somit Alter und Herkunft des Motivs weiterhin in Dunkel der Zeiten, so bleibt der Gewinn des Buchs die stets erhellende, dabei angenehm zu lesende Darstellung der Problematik.

Jürgen von Ungern-Sternberg

François Hinard (éd.): **La mort au quotidien dans le monde romain**. Actes du colloque organisé par l'Université de Paris IV (Paris-Sorbonne, 7–9 octobre 1993). De Boccard, Paris 1995. 259 p.

20 exposés: 13 en français, 7 en italien. Dégageons les éléments significatifs. Sous l'Empire les inscriptions des classes humbles soulignent l'infortune des décédés jeunes. – Traitement identique des défunts hommes ou femmes. Prépondérance de ces dernières dans les rites funéraires. – *Corpus* garde l'identité, vivant ou mort; *cadaver* reste hors cadre. – Aux premiers siècles de l'Empire, rare croyance à l'immortalité; d'où éloge d'une vie de jouissance ou d'homme public dont le monument gardera le souvenir. – Problèmes de la *translatio cadaveris* faite de nuit, pour préserver vivants et morts. – En Égypte, l'acheminement des momies est assuré par des étiquettes en bois, souvent altérées. – Les cortèges solennels des grands défunts rapatriés, de Sylla à Septime Sévère, puis des reliques des martyrs. – Pour les hommes publics, sept jours d'exposition, la *pompa*, puis la neuvaine purificatrice pour la famille. – Rites funéraires de la Rome républicaine d'après le *De vita Populi Romani* III de Varron. – Selon la loi de Pouzzoles – publiée en 1967 et 1971 –, les 32 employés des pompes funèbres officiaient en costumes colorés. Ils habitaient une hauteur extérieure (*lucus, turris*), centre funéraire avec bureaux, vente d'objets. – Le temple de Libitina (de l'étrusque *lupu*: 'mort') et la confrérie des *libitinarii* sont à situer sur l'Esquilin. – Le suicide par pendaison est honni dans l'élite romaine, celui par le fer valorisé surtout s'il revêt un aspect politique (Caton, Cassius). – Après une bataille, crémation collective rapide, l'action d'éclat suppléant à l'absence des rites. – Chez les Lingons (d'après épitaphes, reliefs et *Le testament du Lingon* publié en 1991), importance du nom et du visage, traits gaulois (objets de chasse), mais surtout romains.

J.-P. Borle

Erasmus Roterodamus: **Opera omnia**. Ordo I, t. 7: **Carmina**. Ed. Harry Vredeveld. North-Holland, Amsterdam 1995. VII, 531 S., 8 Abb.

V. hat Erasmus' Gedichte schon 1993 für *The Collected Works of Erasmus* (CWE) ediert und kommentiert (Bd. 85–86, mit einer englischen Prosaübersetzung von C. H. Miller). Die vorliegende Ausgabe, wiederum ein Beispiel für die gute Kooperation der beiden sich ergänzenden Erasmus-Gesamteeditionen, unterscheidet sich von der vorhergehenden hauptsächlich durch das Fehlen der Übersetzung und den neu dazu gekommenen kritischen Apparat zum lateinischen Text. Der dort schon umfangreiche Kommentar ist gut erasmianisch noch einmal erweitert worden. Das Vorwort entspricht, abgesehen von Anpassungen an die Gepflogenheiten der in Amsterdam erscheinenden Gesamtaus-

gabe (= ASD) und kleineren Zusätzen, demjenigen in CWE. S. 59 gibt V. Corrigenda zu den CWE-Bänden. Die nun vorliegende Ausgabe ist die erste kritische Edition nach C. Reedijks grundlegender Diss. *The Poems of Desiderius Erasmus* von 1956. Sie spiegelt die Fortschritte, welche die Neulatinistik seither gemacht hat. V. konnte dabei auch auf ihm von Reedijk zur Verfügung gestelltes Material zurückgreifen.

Die Einleitung unterrichtet über Erasmus' Entwicklung als Dichter und seine antiken, mittelalterlichen und zeitgenössischen Vorbilder. In einem Abschnitt über Dichtung und Rhetorik und einer gründlichen Analyse des *Carmen de senectutis incommodis* versucht V., einer autobiographischen Interpretation der Gedichte, wie sie bei Reedijk zu finden ist, entgegenzuwirken, indem er zeigt, wie vieles konventionell und der *imitatio* verpflichtet ist. Ein längerer Abschnitt begründet die von V. gewählte neue Anordnung der Gedichte (eine Konkordanz Reedijk–ASD S. 489–491). Während Erasmus sie thematisch geordnet verteilt über seine *Opera omnia* gedruckt sehen wollte, gab Reedijk der chronologischen Anordnung den Vorzug. Da aber die Datierung eines Grossteils der Gedichte mit Unsicherheiten behaftet ist, muss jede chronologische Reihenfolge problematisch bleiben. V. umgeht das Problem, indem er die Gedichte nach der Publikationsart in fünf Gruppen einteilt. I. umfasst die Gedichte der umfangreichsten, 1518 von Erasmus selber publizierten Sammlung, II. die übrigen von Erasmus veröffentlichten Gedichte, III. die ohne Erasmus' Einwilligung publizierten Gedichte, IV. die erst nach seinem Tod gedruckten Gedichte und V. die in Prosawerken eingefügten Verse. Ein sechster Teil schliesslich enthält die Gedichte, deren Zuschreibung an Erasmus zweifelhaft ist. Auch wenn diese Anordnung nicht ganz zu befriedigen vermag, ist sie vermutlich die beste Lösung, wenn man nicht auf die von Erasmus vorgeschlagene thematische Einteilung zurückgehen will, die wiederum andere Probleme stellt. Eine am Bandende abgedruckte Liste der Gedichte in chronologischer Reihenfolge erlaubt es, sich trotzdem ein Bild von Erasmus' Entwicklung zu machen. Im Vorwort folgt dann eine Liste der Gedichte, die als verloren gelten müssen, wobei V. die von Reedijk aufgestellte Liste erheblich reduziert. Danach führt V. die wichtigsten Editionen von Erasmus' Gedichten an. Wer eine vollständige Zusammenstellung sucht, muss aber weiterhin auf Reedijks Edition zurückgreifen. Über Entstehungsumstände und Überlieferung informieren die Einleitungen zu den einzelnen Gedichten; oft gibt V. dort auch Hinweise zur Interpretation. Der knapp formulierte, aber trotzdem umfangreiche Kommentar stellt dem Leser eine Fülle von Informationen zur Verfügung. Nicht unerwähnt bleiben darf der im Vergleich zu anderen ASD-Bänden umfangreiche Indexteil: Initia, Metren, Anspielungen auf Bibel und Apokryphen, auf patristische, mittelalterliche und humanistische Autoren und Personennamen sind sorgsam verzeichnet.

Ueli Dill

**Erasmus Roterodamus: Opera omnia. Ordo IX, t. 3: Apologia ad Iacobum Fabrum Stapulensem.** Ed.

Andrea W. Steenbeek. Elsevier, Amsterdam usw. 1996. XXV, 250 S., 15 Abb.

Die Ausgabe ist eine revidierte Fassung von Steenbeeks bei H. J. de Jonge entstandener Dissertation. Dieser hatte 1983 selber die erste gegen Stunica gerichtete Apologie in einer mustergültigen Ausgabe vorgelegt (ASD IX 2). St. hat sich die Apologie gegen Lefèvre d'Étaples vorgenommen, mit der Erasmus sich 1517 gegen den Vorwurf der *impietas* und *blasphemia* glaubte zur Wehr setzen zu müssen. Streitpunkt war das richtige Verständnis von Hebr. 2, 7. Der Schrift wurde trotz ihrer Kürze ein eigener ASD-Band konzidiert, vermutlich weil sie die einzige gegen Lefèvre d'Étaples gerichtete Apologie ist. Diese Entscheidung hatte positive und negative Folgen. Einerseits konnte St. alle schriftlichen Äusserungen der beiden Gegner zum Thema als Appendices mitabdrucken (ein Verfahren, das sich für alle Apologien empfehlen würde, sich aber bei den umfangreicheren kaum realisieren lässt) und zahlreiche Abbildungen aufnehmen; andererseits ist nicht zu übersehen, dass dadurch auch eine gewisse Aufblähung zumindest des Kommentars verursacht wurde.

Die informative Einleitung bietet eine gut dokumentierte Darstellung des Konflikts zwischen den beiden Bibelhumanisten, die sich mit Blick auf ihr gemeinsames Ziel eigentlich gegen ihre gemeinsamen Gegner hätten verbünden müssen. Die einschlägigen Äusserungen der beiden werden aufgelistet, die Apologie analysiert und das exegetische Problem dargelegt. Die Druckgeschichte des Textes gibt einen guten Einblick in Erasmus' Publikationsgewohnheiten. Der Text folgt der postumen Gesamtausgabe von 1540, in welche wohl noch von Erasmus selbst stammende Notizen eingearbeitet worden sind. Der Kommentar ist ausführlich und zuverlässig, enthält aber auch Überflüssiges und lässt einen bisweilen im Stich. Willkommen sind die zahlreichen Querverweise innerhalb der Apologie, unnötig dagegen die vielen Übersetzungshilfen (z.B. zu Z. 2409: *contuli* «I compared»). Die im Apparat verzeichneten Varianten früherer Auflagen sollten kommentiert werden, z.B. erwartet man eine Erläuterung zu dem in allen vor Erasmus' Tod erschienenen Ausgaben mehrfach erwähnten *Vulgarius*, der erst in der postumen Ausgabe zu Theophylakt mutierte: hier wird man erst beim sechsten Vorkommen des Namens, im Kommentar zur App. 3, auf eine Anmerkung in ASD IX 2 verwie-

sen. Vermisst wird auch bei Zitaten aus antiken Autoren der Nachweis der von Erasmus benutzten Ausgabe. St. beschränkt sich darauf, Abweichungen zu den modernen Editionen zu notieren. Der Band hat viele Qualitäten, hätte aber noch einmal überarbeitet werden sollen. Dabei wäre vermutlich auch das mehrfach stehengebliebene niederländische 'en' im ansonsten englisch abgefassten Kommentar übersetzt worden.

Ueli Dill

*Frank Hieronymus: 1488 Petri – Schwabe 1988. Eine traditionsreiche Basler Offizin im Spiegel ihrer frühen Drucke.* Schwabe, Basel 1997. 2 Halbbände, (insgesamt) 2044 S., 1575 Abb. (teilweise farbig), 7 Falttaf.

Freundschaftlich verbunden mit dem durch seine weit ausgreifenden Forschungsarbeiten (publiziert in drei umfangreichen Ausstellungskatalogen der U. B. Basel: *Oberrheinische Buchillustration* I, 1972, 2. verm. Aufl. 1984, und II, 1984; *Griechischer Geist aus Basler Pressen*, 1992, und in zahlreichen Aufsätzen, s. S. 1861f.) ausgezeichnet vorbereiteten Verf. hat Christian Overstolz, der sich 1996 aus der Geschäftsleitung zurückzog, diese überaus reichhaltige, prachtvoll ausgestattete Dokumentation von Anfang an liebevoll betreut und zu ihrem lange erwarteten glücklichen Abschluss gebracht. Sie kann wiederum mit einer Fülle neuer Erkenntnisse aufwarten. Die Grundlage bildete der Katalog der vom Verf. 1988 zum 500-Jahr-Jubiläum des Verlags Schwabe gestalteten Ausstellung. In stetiger Weiterarbeit waren bis zum «letzten Moment vor dem Umbruch» (S. 678f.) immer noch neue Entdeckungen hinzugekommen. Ganz neu ist die «Einleitung», eine Geschichte der Offizin im weiten Umfeld der Basler Buchproduktion (S. E1–E131 + XIV–XXII; Tabelle E137; Register E132–E135). Im Katalogteil (S. 1–1761) wird eine kompetente Auswahl von weit über 700 Druckwerken (647, oft durch a. b. c. usw. erweiterte Nummern; Kurztitelverzeichnis S. 1\*–16\*; chronologisch geordnet S. 1765–1770) aus der Verlagsproduktion (S. E60f.) von Johannes Petri (1441–1511) und seinen Nachfolgern mit Schwergewicht vom ausgehenden 15. bis zur Mitte des 17. Jh. mit unermüdlicher Energie und mit einer stupenden Sachkenntnis nach allen Seiten hin untersucht. Wir müssen uns hier auf wenige Hinweise beschränken. Als besonders ergiebige Quelle erweisen sich die Widmungsbriefe (Reg. 5, S. 1809–1814), deren referierende Analyse unter Heranziehung von Briefen und Dokumenten aller Art (oft erstmals publiziert und abgebildet) präzise Informationen zu Autoren, Herausgebern, Übersetzern, Kommentatoren, Geschichte der Ausgaben, Biographien und Beziehungen aller Betroffenen liefert. Sehr viel Neues ergibt sich für die Illustrationen, ihre Herkunft und Datierung, oft mehrfache Verwendung; gegen 130 Maler, Zeichner, Formschneider, Buchbinder sind identifiziert (Reg. 6, S. 1815f.), alles unmittelbar anschaulich dank den grosszügig beigegebenen Abbildungen. Bedeutende Verlagsautoren wie Sebastian Münster treten mit bahnbrechenden Leistungen hervor, z.B. zur Kenntnis des Hebräischen mit Drucken bei Petri seit 1530, eine eigentliche Monographie erschliesst seine wissenschaftlich ständig verbesserte *Cosmographie* vom ersten Erscheinen 1544 bis lange nach seinem Tod 1628 (S. 556–744 mit 79 Abb.). Eine Spezialität des Hauses ist der Druck der vielfältig verwendbaren Karten (z.B. auch zur *Geographia* des Ptolemaeus), von der Weltkarte bis zum Stadtplan (Basel 1538: Falttafel S. 506f.).

Weit über die Druck- und Buchgeschichte hinaus leisten die gesammelten Beobachtungen einen gewichtigen Beitrag zur Bildungsgeschichte. Die untersuchten Bücher eröffnen einen unmittelbaren Einblick in die Interessen, die Kenntnisse, die Probleme, die Denkmethode in allen Gebieten des Wissens (Reg. 9, S. 1854f.) und in den Auseinandersetzungen der Zeit vom Übergang aus dem Spätmittelalter zum Humanismus nördlich der Alpen bis zur Vorbereitung des Barock. Im Hinblick auf das Altertum sind vor allem auch die Voraussetzungen, Bedingungen und Wirkungen der Rezeption mit reicher Dokumentation herausgearbeitet. Unter diesem Aspekt sind die Schul- und Universitätsdrucke von besonderem Interesse. Ins Zentrum führt die Definition: *Grammatica Latina est ars rectè loquendi, & scribendi Latinè* in der Tradition des Donat (Nr. 602), das heisst: Alles ist auf die Aneignung zum aktiven Gebrauch ausgerichtet, gestaltet zur sinnfälligen Einprägung der Materie mit Tabellen, Indices, Merkversen, Definitionen in Fragen und Antworten: Lexica und Grammatiken, nicht anders als die Einführungen in Logik, Rhetorik und Poetik, auch der Katechismus (Nr. 547), und dazu die Texte, etwa zur Einführung in die Logik das *Organon* des Aristoteles (Nr. 608). Latein, Griechisch, Hebräisch sind keine 'toten' Sprachen. Sebastian Münsters *Dictionarium Trilingue* (Lat.-Gr.-Hebr., Nr. 168) ist daraufhin angelegt, dass das Hebräische etwa auch in Briefen (vgl. Nr. 202) verwendet werden kann. So sind auch die Texte zum lebendigen Gebrauch erschlossen durch Dispositionen, Tabellen, Namen- und Sach-Indices, etwa die Chronik des Eusebius/Hieronymus als Weltgeschichte mit synchronisierenden Zeittafeln, fortgeführt bis auf die eigene Zeit (Nr. 159–166). Da finden sich aber auch die erste Gesamtausgabe des Ovid im deutschen Sprachbereich (Nr. 138), Gesamtausgaben italienischer Humanisten, allen voran des Marsilius Ficinus (Nr. 413), hochrangige philologische Leistungen wie der auf lange Zeit massgebende Platon nach neu von Arlenius beige-

brachten Handschriften (Nr. 370). Latein ermöglicht den internationalen Verkehr in der *res publica litteraria* der ganzen damaligen Welt von England bis Polen. Latein ist auch die Grundlage zur Erlernung aller anderen Sprachen, exemplarisch etwa in dem polyglotten *Dictionarium*, zuletzt *undecim linguarum* nach Ambrosio Calepino (Nr. 440–452). Seit Adam Petri (1454–1527) begann der Verlag ein stärkeres Gewicht auf die Verbreitung von Texten für ein breiteres Publikum in deutscher Sprache zu legen. Wilhelm Holtzmann/Xylander braucht aber 1574 noch mehr als eine Folioseite (S. 1487f.) um zu erklären, welche Schwierigkeiten ihm die Übersetzung seines *Polybius, ... Ausz Griechischer Sprach in die Teutsche mit sonderbarem fleisz vnd grosser arbeit ... gebracht vnd jetzt erstmals im Truck auszgangen ...* bereitet habe. Ihn, wie früher den ganzen Plutarch und Strabo und andere, ins Lateinische zu übersetzen wäre ihm viel leichter gefallen (Nr. 532). Die Qualität dieser Pioniertat wurde dann von Casaubonus ausdrücklich anerkannt. – Das von einem Team bewährter Mitarbeiter (S. XII) mustergültig gestaltete, ausserordentlich reiche Werk bietet keine leichte, aber eine für Humanisten und für alle, die am Humanismus von irgendeiner Seite her interessiert sind, faszinierende Lektüre.

Thomas Gelzer

*Justus Cobet: Heinrich Schliemann. Archäologe und Abenteurer.* Beck'sche Reihe 2057. Beck, München 1997. 128 S., 15 Abb.

In der aus Anlass von Schliemanns 175. Geburtstag erschienenen Biographie wird C. seinem Ruf als Kenner der Materie auf eindrückliche Weise gerecht. Er versteht es, das Material in knapper Form auch für den Nicht-Spezialisten verständlich auszubreiten und Schliemanns Leben spannend nachzuerzählen. Drei Punkte verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Sie dürften massgeblich darauf zurückzuführen sein, dass die Biographie aus der Feder eines Historikers stammt: (1) In der oft von scharfer Polemik oder ebenso vehementer Apologetik geprägten Beurteilung von Schliemanns wissenschaftlicher Leistung und Redlichkeit übt C. sich in wohlthuender Zurückhaltung. Weder Archäologe noch Philologe, ist er in erster Linie darum bemüht, die (durchaus deutlichen) Fakten für sich selbst sprechen zu lassen, und überlässt das Urteil zumeist seinen Lesern. (2) Bei aller persönlichen Exzentriz erscheint Schliemann immer wieder als 'Kind seiner Zeit'. (3) Als roter Faden zieht sich die Frage nach der Historizität des Troianischen Kriegs durch den Text, die Schliemann und in seinem Gefolge viele für (positiv) erwiesen hielten und halten. C. nimmt dabei nicht in erster Linie an den archäologischen Methoden oder an den Selbstmythisierungen Schliemanns Anstoss. (C. spricht im Zusammenhang mit Schliemanns sentimental-unreflektierter Vergegenwärtigung der Antike mit einem Neologismus von einer – aktivisch verstandenen – 'Anmutung'.) Für den Historiker C. liegt Schliemanns Kardinalfehler vielmehr darin, eine Frage mit Mitteln entscheiden zu wollen, die 'mit dem Spaten' nicht entschieden werden kann – damals ebensowenig wie heute.

René Nünlist

*Stefan Rebenich: Theodor Mommsen und Adolf Harnack. Wissenschaft und Politik im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts.* Mit einem Anhang: Edition und Kommentierung des Briefwechsels. De Gruyter, Berlin/New York 1997. XXI, 1018 S.

In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s war Deutschland führend beim Übergang zum wissenschaftlichen Grossbetrieb, wie ihn etwa P. Schiera, *Il laboratorio borghese. Scienza e politica nella Germania dell'Ottocento* (Bologna 1987; dt. Übers. Frankfurt a.M. 1992) zusammenfassend beschrieben hat. Im Bereich der Geisteswissenschaften handelte es sich dabei vor allem um den Versuch, die 'Archive der Vergangenheit' durch grossangelegte Quellensammlungen und -editionen zu erschliessen. Getragen wurden diese Unternehmungen von den Akademien der Wissenschaften, und da besonders von der Berliner Akademie, in der wiederum Theodor Mommsen seit der Inangriffnahme des *Corpus Inscriptionum Latinarum* massgebend war und nach ihm der 1888 nach Berlin berufene Kirchenhistoriker Adolf Harnack.

Ausgangspunkt für Rebenich ist die Edition und Kommentierung des Briefwechsels beider Gelehrter zwischen 1888 und 1903, dem Todesjahr Mommsens (575–998). Er behandelt zahlreiche Fragen der römischen Kaiserzeit und der frühen Kirchengeschichte, insbesondere aber auch die Anfänge und die Arbeit der Kirchenväterkommission und des (gescheiterten) Versuchs einer Prosopographie zur Spätantike. Beide Projekte werden auch im darstellenden Teil umfassend gewürdigt (129–326). Besonders faszinierend sind indes die politischen und hochschulpolitischen Themen des Briefwechsels, die R. zu einem weitausgreifenden Kapitel «Der Politische Professor und der Gelehrtenpolitiker» Anlass gaben (327–560). Indem er hier auch die Edition um weitere wichtige Zeugnisse (Briefe insbesondere von Lujo Brentano und Friedrich Althoff) erweitert, wird vor allem der 'Fall Spahn' gut dokumentiert.

Trotz des gewaltigen Umfangs kann Rebenichs Arbeit viele Aspekte der Tätigkeit Mommsens und Harnacks um die Jahrhundertwende nur berühren. Für ihren Bereich ist sie erschöpfend; für zahlreiche andere Fragen findet sich eine Fülle von Hinweisen auf Quellen und Literatur.

Jürgen v. Ungern-Sternberg

*Hellmut Flashar* (Hrsg.): **Altertumswissenschaft in den 20er Jahren. Neue Fragen und Impulse.** Steiner, Stuttgart 1995. 469 S.

Der hier vorliegende Sammelband mit 15 Beiträgen ist aus einer von der Fritz Thyssen-Stiftung geförderten Erforschung der Wissenschaftsgeschichte der Weimarer Republik hervorgegangen. Die einzelnen Disziplinen der Altertumskunde sind jeweils mit mindestens einem Artikel vertreten und zumeist von prominenten Fachvertretern der Enkelgeneration (im Verhältnis zur beschriebenen Zeit), etwa von H. Cancik, M. Landfester, J. Latacz oder P. L. Schmidt, verfasst. Ausnahmen bilden in dieser Hinsicht die Beiträge von U. Hölscher und K. Schefold, fast selber noch Zeitgenossen im Untersuchungszeitraum, während I. Stahlmann und B. Näf der jüngeren Forschergeneration angehören.

Jeder Artikel begegnet dem gestellten Thema mit einem individuellen methodischen Zugang, von einem anderen Blickwinkel und mit einer unterschiedlichen Bereitschaft, offen Position zu den altertumswissenschaftlichen Protagonisten und der damaligen Zeit überhaupt zu beziehen. In dem dadurch entstehenden Kaleidoskopeffekt liegt ein nicht abzustreitender Reiz des Sammelbandes.

Die Eingrenzung gerade auf die Zeit der Weimarer Republik, die schwerlich ohne den Kontext des ihr vorangehenden Ersten Weltkriegs und der auf sie folgenden Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs betrachtet werden kann, ist dadurch begründet, dass sie «die letzte grosse Blütezeit der Geisteswissenschaften in Deutschland vor dem Bruch von 1933 repräsentiert» (7). Es ist hier nicht der Ort, über Epochenschwellen und den Begriff «Bruch» zu diskutieren, aber dennoch sei angemerkt, dass nicht nur diese Eingrenzung (von den Verfassern und Verfasserinnen durchaus erkannte) Schwierigkeiten in sich birgt, sondern auch die Beschränkung auf die Geschichte des Fachs zuweilen forciert erscheint, da die Altertumswissenschaft nicht eine vom gesamtgesellschaftlichen und politischen Kontext abgesonderte Insel der Seligen war. Die damaligen Repräsentanten der altertumswissenschaftlichen Disziplinen waren ja als zeitgebundene Individuen und Intellektuelle in irgendeiner Form dem herrschenden 'Zeitgeist' verpflichtet – und sei es auch gerade darin, dass sie eine «bemerkenswerte Distanz zur Weimarer Republik» zeigten und ihnen «die Antike ... zum Gegenbild der neuen Tendenzen in Politik, Gesellschaft und Kultur» wurde (15). Dass etwa der vielbeschworene «Dritte Humanismus», wie er unter der Ägide Werner Jaegers an der Naumburger Tagung von 1930 proklamiert wurde, Affinitäten zur Ideologie des gerade aufkommenden Nationalsozialismus zeigte, wird sich nicht aus der Welt reden lassen.

Da «Wissenschaftsgeschichte», insbesondere die der Naturwissenschaften, sich heute durch ein eigenständiges methodisches Rüstzeug und spezifische Fragestellungen als veritable Wissenschaftsdisziplin von eigenem Zuschnitt etabliert hat, sei die Frage erlaubt, ob wichtige Repräsentanten der untersuchten Disziplinen selber, deren wissenschaftliche Aufmerksamkeit nicht vorzugsweise auf die Geschichte des eigenen Faches und deren kulturellen und soziohistorischen Kontext gerichtet ist, zu methodisch vertretbaren und durchsichtigen Ergebnissen kommen können.

Trotz einiger Bedenken und Vorbehalte mithin ist dieses Buch als wichtiger Baustein einer noch zu schreibenden Wissenschaftsgeschichte der Altertumswissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jh.s anzusehen. Es kann den «Nachkommen» helfen, bestimmte thematische Vorlieben und Interpretationshaltungen ihrer akademischen «Vorfahren» besser zu verstehen und zu bewerten.

Christine Walde

*Brigitte Gullath/Frank Heidtmann*: **Wie finde ich altertumswissenschaftliche Literatur? Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein, Byzantinistik, Alte Geschichte und Klassische Archäologie.** Orientierungshilfen 23. Spitz, Berlin 1992. 346 S.

Dieses schon 1992 erschienene Buch versucht der Publikationsflut Herr zu werden und bietet Standardliteratur (bis 1990) aller altertumswissenschaftlichen Disziplinen einschliesslich der Byzantinistik (aufgeteilt nach Überblickswerken und Spezialliteratur zu einzelnen Gebieten). Dazu kommen Informationen, wo und wie man sich – auch aus entlegenen Bibliotheken – Literatur beschaffen kann. Zielgruppe des Kompendiums sind primär Studienanfänger oder Fortgeschrittene verschiedener Stufen, die eine Bibliographie zusammenstellen wollen. Das Buch besticht durch seine sorgfältige Gestaltung und ist durch verschiedene Register sehr gut erschlossen. Das eine oder andere Werk mag man vermissen, aber selbst dafür lassen sich Gründe finden: Es ist heute – 5 Jahre nach seinem Erscheinen – schon veraltet. Nicht nur, dass seit dem Erscheinen viele Neuauflagen oder neue Referenzwerke auf den Markt gekommen sind: Die Verfasser haben die Einsatzmöglichkeiten elektroni-

scher Datenverarbeitung für die individuelle Studiengestaltung im Bereich sowohl der Bibliographien als auch praktischer Hilfsmittel unterschätzt (22f.). Neben seiner unbestreitbaren Nützlichkeit hat das Werk auch den Wert eines historischen Zeugnisses des sich unter unseren Augen vollziehenden Wechsels und der Vervielfältigung der Medien wissenschaftlicher Arbeit. Christine Walde

## Mitteilungen

### Bei der Redaktion eingegangene Rezensionsexemplare

*Die Redaktion kann sich nicht verpflichten, alle eingehenden Schriften besprechen zu lassen*

- Apuleius of Madauros: *Pro se de magia (Apologia)*. Ed. with a commentary by V. Hunink. Bd. 1: *Introduction, text, bibliography, indexes*. Bd. 2: *Commentary*. Gieben, Amsterdam 1997. Zus. 418 S. Hfl 195.–
- Baier, Thomas/Frank Schimann (Hgg.): *Fabrica. Studien zur antiken Literatur und ihrer Rezeption. Eckard Lefèvre zum 60. Geburtstag*. BzA 90. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1997. 191 S. DM 74.–/Fr. 67.–
- Barnes, J./M. Griffin (Hgg.): *Philosophia togata II. Plato and Aristotle at Rome*. Clarendon Press, Oxford 1997. IX, 300 S. £ 40.–
- Bergemann, J.: *Demos und Thanatos. Untersuchungen zum Wertsystem der Polis im Spiegel der attischen Grabreliefs des 4. Jahrhunderts v. Chr. und zur Funktion der gleichzeitigen Grabbauten*. Bie-ring & Brinkmann, München 1997. 258 S., 125 Taf. m. ca. 590 Abb.
- Bommelaer, Jean-François (Hrsg.): *Marmaria. Le sanctuaire d'Athéna à Delphes*. Sites et monuments 16. École Française d'Athènes. De Boccard, Paris 1997. 141 S., 122, z.T. farbige Abb.
- Boyle, Anthony James: *Tragic Seneca. An Essay in the Theatrical Tradition*. Routledge, London/New York 1997. X, 262 S. £ 45.–
- Brandt, Hartmut: *Kommentar zur Vita Maximi et Balbini der Historia Augusta*. Antiquitas. Reihe 4: Beitr. zur Historia-Augusta-Forschung, Ser. 3: Kommentare, Bd. 2. Habelt, Bonn 1996. 265 S. DM 128.–
- Brenk, Beat (Hrsg.): *Innovation in der Spätantike. Kolloquium Basel, 6. und 7. Mai 1994*. Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz. Kunst im ersten Jahrtausend. Reihe B: Studien und Perspektiven, Bd. 1. Reichert, Wiesbaden 1996. 455 S., Abb., Taf. DM 148.–
- Brink, Charles O.: *Klassische Studien in England. Historische Reflexionen über Bentley, Porson und Housman*. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1997. 297 S. DM 85.–/Fr. 77.–
- Broger, Anne: *Das Epitheton bei Sappho und Alkaios. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung*. Innsbrucker Beitr. z. Sprachwiss. 88. Inst. f. Sprachwiss. d. Univ. Innsbruck 1996. 331 S. öS 760.–
- Burkert, Walter: *Homo necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen*. 2., um ein Nachwort erw. Aufl. De Gruyter Studienbuch, Berlin/New York 1997. XII, 378 S. DM 78.–
- C. Iulii Caesaris *Commentarii rerum gestarum*. Vol. 1: *Bellum Gallicum*. Ed. Wolfgang Hering. Ed. stereot. ed. primae (1987). Teubner, Stuttgart/Leipzig 1997. XIX, 179 S. DM 39.–/Fr. 35.– (br.)
- Cambitoglou, A./J. Chamay: *Céramique de Grande Grèce. La collection de fragments Herbert A. Cahn*. Avec la coll. scientifique de Brenno Bottini. Photogr. de Nathalie Sabato. Dessins des profils de Sylvia Fünfschilling, Anne Hooton et Brenno Bottini. Hellas et Roma 8. Akanthus, Kilchberg b. Zürich 1997. XI, 354 S., Abb., z.T. farb. Strichzeichn., Schemata, Karte (Kat. z. Ausstellung, Musée d'art et d'histoire Genf, 26.3.–7.9. 1997)
- Carlos Lévy/Laurent Pernot (Hgg.): *Dire l'évidence (philosophie et rhétorique antiques)*. Cahiers de philosophie de l'Univ. de Paris XII – Val de Marne, Nr. 2. L'Harmattan, Paris/Montréal 1997. 448 S.
- Carpenter, Th. H.: *Dionysian Imagery in Fifth-Century Athens*. Oxford Monogr. on Classical Archaeology. Clarendon Pr., Oxford 1997. XIII, 157 S., Frontispiz, 47 Taf. £ 45.–
- Flavii Sosipatri Charisii *Artis grammaticae libri V*. Ed. Carolus Barwick. Addenda et corrigenda collegit et adiecit F. Kühnert. Ed. stereot. ed. corr. (1964). Teubner, Stuttgart/Leipzig 1997. XXVIII, 541 S. DM 128.–/Fr. 115.–